

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

2005
Verlagsort: Berlin

1.Halbjahresband

Herausgegeben von
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Franz-Josef Jakobi, Gerd Kuhn,
Heinz Reif, Jürgen Reulecke, Axel Schildt, Dieter Schott und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit
Christian Engeli, Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Wolfgang Hofmann,
Horst Matzerath, Heinz-Jürgen Priamus, Dieter Rebentisch, Adelheid von Saldern,
Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

Themenschwerpunkt

Stadtbilder und Stadtrepräsentationen

Verantwortliche Herausgeber:
Jochen Guckes und Sandra Schürmann

L E I T A R T I K E L

Sandra Schürmann und Jochen Guckes
Stadtbilder und Stadtrepräsentationen im 20. Jahrhundert 5

B E R I C H T E U N D A U F S Ä T Z E Z U M T H E M A

Timothy Pursell
Stadt der Natur oder Stadt der Avantgarde? -
Tourismusförderung und Identitätsentwicklung
in Hagen im 20. Jahrhundert 11

Astrid Wonneberger
Vom Schmuttelimage zur Weltstadt:
Bilder der Stadt Dublin im Kontext der Hafenranderneuerung 18

<i>Rolf Lindner und Lutz Musner</i>	
Kulturelle Ökonomien, urbane ,Geschmackslandschaften' und Metropolenkonkurrenz	26
<i>Zeynep Kezer</i>	
A Splintered Icon: The Tensions of Politics, Ideology and Representation in Early Republican Ankara	38
<i>Katrin Grossmann</i>	
Abriss Ost	47
<i>Simon Elate Som</i>	
Stadt und Raum in Douala, Kamerun: Zum Einfluss europäischer kolonialer Stadtbilder auf afrikanische Städte	52
<i>Anthony McElligot</i>	
Urban Fears and ,Virtual Cities': Dystopian Perceptions/Utopian Environments	59

F O R S C H U N G S B E R I C H T

<i>Jochen Guckes</i>	
Stadtbilder und Stadtrepräsentationen im 20. Jahrhundert	75

R E Z E N S I O N

<i>Detlef Schmiechen-Ackermann</i>	
<i>Die Stadt im Spannungsfeld von kultureller Inszenierung, urbanem Eigensinn und politischen Machtinteressen</i>	
Adelheid von Saldern (Hrsg.), Inszenierte Einigkeit. Herrschaftsrepräsentationen in DDR-Städten Adelheid von Saldern (Hrsg.), Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935-1975)	87

F O R U M

Friedrich Lenger

Probleme einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert – Anmerkungen zum Forschungsstand samt einiger Schlussfolgerungen	96
---	----

A L L G E M E I N E B E R I C H T E

Georg Wagner-Kyora

Entgrenzung des Städtischen? (Tagungsbericht)	114
---	-----

Stephanie Warnke

History Sells: Eine interdisziplinäre Tagung zur Geschichte der Berlin-Image (Tagungsbericht)	121
--	-----

Astrid Kirchhof

Beggars in Modern Cities: Inclusion and Exclusion of Begging Paupers during the Formation Period of Urban Welfare Politics 1830s-1930s (Tagungsbericht)	125
---	-----

Dieter Schott

Landscape, Environment and Human Agency in the City since 1700 (Tagungsbericht)	128
--	-----

M I T T E I L U N G E N	131
--------------------------------------	-----

Stadtbilder – städtische Repräsentationen

Seit einigen Jahren gewinnen Städte als Gegenstand und Produkt von Deutungs- und Aneignungsweisen zunehmend an Aufmerksamkeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften. In diesem Zusammenhang etablieren sich auch Stadtbilder immer mehr als Gegenstand historischer Forschung.¹ Gemeint sind damit nicht in erster Linie bildliche Darstellungen einzelner Orte oder allgemeine Vorstellungen von ‚der Stadt‘, sondern *mentale* Bilder spezifischer Städte. Deren Manifestationen, etwa in Bauwerken, Texten oder kommunalen Feierlichkeiten, stehen im Mittelpunkt von Studien verschiedener Fachrichtungen. Außer den Stadthistorikern haben sich Literaturwissenschaftlerinnen und Kunsthistoriker, Stadtsoziologinnen und Kulturgeographen sowie Stadtplaner und Ethnologinnen mit ihnen auseinandergesetzt. Die historische Perspektive und geschichtswissenschaftliche Fragestellungen haben dabei allerdings meist nicht im Vordergrund gestanden, auch wenn oft historische Fallbeispiele gewählt wurden. Dennoch sind in diesem Heft neben genuin geschichtswissenschaftlichen ebenfalls soziologische, ethnologische, stadtplanerische und kulturwissenschaftliche Beiträge versammelt.

Wie die Stadtforschung insgesamt ist nämlich gerade die Untersuchung von Stadtbildern ein Feld, auf dem Interdisziplinarität nicht bloß ein gern zitiertes, aber selten umgesetztes Schlagwort ist, sondern sehr fruchtbar gemacht werden kann. Es ist daher an der Zeit, eine Bestandsaufnahme des Forschungsfelds sowie eine Zusammenführung der verschiedenen Forschungsdiskurse aus historischer Sicht zu versuchen. Zunächst ist dafür jedoch eine Klärung der Begriffe nötig. So unterschiedlich wie die Themen und Herangehensweisen sind nämlich die Terminologien derer, die Aneignungen und Deutungen der Stadt analysieren. Der Terminus ‚Stadtbilder‘ soll in unserem Sprachgebrauch die verschiedenen Erscheinungsformen bündeln und als Oberbegriff dienen. Als ‚Images‘ hingegen werden im Folgenden die öffentlich kommunizierten Stadtbilder bezeichnet, die als Wunsch-

¹ Vgl. den Sonderteil „Perspektiven historischer Stadtforschung“ in IMS 1/2002, darin insbesondere Adelheid von Saldern, Stand und Perspektiven der Stadtgeschichts- und Urbanisierungsforschung, S. 54-62 sowie Jürgen Reulecke/Clemens Zimmermann, Zwölf Bemerkungen zur Stadt- und Urbanisierungsgeschichte, S. 62-68.

oder Idealbild in der Selbstdarstellung und im Stadtmarketing sowie als Fremdbilder in der Wahrnehmung Außenstehender anzutreffen sind. Unter ‚Selbstbildern‘ schließlich werden die nicht-veröffentlichten Zuschreibungen der Bewohnerinnen und Bewohner an ‚ihre‘ Stadt verstanden.²

Forschungsfelder

Die in diesem Heft versammelten Artikel thematisieren verschiedene Entstehungs- und Wirkungszusammenhänge von Stadtbildern in unterschiedlichen Medien: Städte waren und sind Träger touristisch verwertbarer Images³, Symbole politischer oder sozialer Ordnungen⁴ sowie zugleich deren baulicher Ausdruck.⁵ Entsprechend kristallisieren sich bei der historischen Analyse von Stadtbildern drei große Themenfelder heraus, die auch das Grundgerüst dieser Ausgabe darstellen.

Den ersten Schwerpunkt bilden Stadtmarketing und Selbstdarstellung, d.h. die institutionalisierte Herstellung von Stadtbildern zum Zweck der positiven Imagebildung und Steigerung der Attraktivität für auswärtige Besucher. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts werden sie als Arbeitsfeld städtischer Verwaltungen etabliert. Timothy Pursell und Astrid Wonneberger untersuchen anhand der Beispiele Hagen/Westfalen und Dublin die Strategien und verbreiteten Bilder städtischer Imagewerbung, sowie das Neben- und Gegeneinander konkurrierender Stadtimages. Rolf Lindner und Lutz Musner betonen in diesem Zusammenhang die Bedeutung städtischer ‚Geschmackslandschaften‘, d.h. des ortsbezogenen kulturellen Kapitals von Städten, in Zeiten globalisierter Ökonomien. Anders als beim Stadtmarketing geht es bei deren Herausbildung jedoch um nicht-intendierte Prozesse, die sich bewusster Steuerung entziehen, obwohl sie oftmals durchaus mit konkreten Interessen verbunden sind. Den zweiten inhaltlichen Schwerpunkt bildet die Bedeutung von Stadtbildern für verschiedene mehr nach innen gerichtete Versuche, lokale oder nationale ‚Identitäten‘ zu konstituieren bzw. zu festigen: Wonneberger beschreibt den Umgang mit der industriellen Vergangenheit in Zeiten wirtschaftlichen Strukturwandels, und Zeynep Kezer zeichnet nach, wie Ankara als neue Hauptstadt zum Symbol der türkischen Republik und der Moderne erklärt und dies in städtebaulichen Planungen konkretisiert wurde, während die Altstadt auf eine Chiffre von ‚Historizität‘ reduziert wurde. Stadtbilder sind hier ganz direkt Ausdruck umkämpfter politischer Vorstellungen.

² Für verschiedene Pilotstudien auf diesem Feld vgl. den Forschungsbericht von Jochen Guckes in diesem Heft.

³ Vgl. den Artikel von Timothy Pursell in diesem Heft.

⁴ Vgl. die Artikel von Zeynep Kezer, Katrin Grossmann und Simon Elate Som in diesem Heft.

⁵ Vgl. den Artikel von Astrid Wonneberger in diesem Heft.

Der dritte Schwerpunkt, die Verräumlichung von Stadtbildern in Form architektonischer Entwürfe und Baumaßnahmen, wird ebenfalls in den meisten Artikeln angesprochen. Stadtbilder beziehen sich hier auf die konkrete physische Struktur der Stadt: Häuser, Straßen und Anlagen werden, wie die verschiedenen Beispiele belegen, mit Bedeutungen aufgeladen und provozieren durch Abriss, Zerstörung oder Neubau stetige Neuinterpretationen. Die jeweiligen Bauvorhaben lassen Rückschlüsse auf die ihnen zugrunde liegenden Stadtbilder zu, und damit auch auf Vorstellungen sozialer und politischer Ordnung. Wonneberger und Kezer beschreiben den Umgang mit baulichen Relikten vergangener politischer und ökonomischer Systeme. Katrin Grossmann zeichnet weiterhin nach, wie die Plattenbauten der DDR insbesondere in der Presseberichterstattung zum architektonischen Symbol eines überkommenen Regimes, zum „Müll der Geschichte“ werden, und Simon Elate Som untersucht den bis in die aktuelle Zeit folgenreichen Einfluss des europäischen Kolonialismus und seines Städtebildes auf die soziale und bauliche Struktur traditioneller afrikanischer Städte. In einer weiterführenden Reflexion zur Kontinuität von Stadtbildern im 20. Jahrhundert schließlich legt Anthony McElligott dar, wie sich in neueren Vorstellungen ‚virtueller Städte‘ – z.B. in den Filmen ‚Blade Runner‘ oder ‚Matrix‘ – Deutungsweisen wiederfinden, die bereits die städtischen Zukunftsvisionen und -ängste des frühen 20. Jahrhunderts geprägt haben.

Repräsentationen, Grenzen, Akteure

Voraussetzung für eine historische Untersuchung von Stadtbildern im oben beschriebenen Sinn ist eine Konzeptionalisierung der Stadt als angeeigneter Raum. Verschiedene theoretische Ansätze lassen sich hierzu unter dem kulturhistorischen Konzept der ‚Repräsentationen‘ zusammenführen, das Roger Chartier aus der Diskursanalyse Foucaultscher Tradition entwickelt hat.⁶ Vorstellungen (*représentations*) der sozialen oder materiellen Welt als Ergebnisse aktiver Aneignungsprozesse bilden ihm zufolge die Grundlage für das Handeln von Individuen und Gruppen. Solche Repräsentationen sind dabei stets – auch wenn sie als allgemeinverbindliche Vernunfturteile vorgebracht werden – interessengeleitet. Sie sind zudem Anlässe für soziale oder politische Handlungen oder rechtfertigen diese. Laut Chartier sind die Konflikte um Repräsentationen ebenso relevant wie ökonomische Kämpfe, „wenn

⁶ Simon Gunn bezeichnet das Konzept der ‚Repräsentation‘ als zentral für neuere Ansätze der Stadtgeschichte und sieht seine wesentliche Stärke darin, dass es einerseits die Aufmerksamkeit auf Prozesse lenke, in denen Phänomene diskursiv erzeugt werden, andererseits diese Prozesse gleichzeitig auch problematisiere. Simon Gunn, *The Spatial Turn: Changing Histories of Space and Place*, in: Ders. / Robert J. Morris (Hrsg.), *Identities in Space. Contested terrains in the Western City since 1850*, Aldershot 2001, S. 1-14, S. 4.

man die Mechanismen verstehen will, durch die eine Gruppe ihre Sicht der sozialen Welt, ihre Werte und ihre Herrschaft durchsetzt oder durchzusetzen sucht“.⁷

Die Grenzen – d.h. das jeweils als das ‚Andere‘ oder ‚Außen‘ Definierte – sind weitere zentrale Gegenstände einer Analyse von Repräsentationen. Als Repräsentationen verstandene Stadtbilder beschreiben demzufolge nicht allein eine bestimmte Sicht auf die jeweilige Stadt, sondern richten sich auch gegen konkurrierende Bilder; so wird das Feld markiert, auf dem die Deutungskonflikte innerhalb der Stadt stattfinden. Die Fallstudien in diesem Heft lassen diese für Stadtbilder grundlegende Konflikthaftigkeit deutlich zutage treten: In der Imagewerbung Hagens wurde im frühen 20. Jahrhundert eine künstlerische Tradition zugunsten der umgebenden ‚schönen Landschaft‘ marginalisiert. Die Beispiele der Zitadelle Ankara und des DDR-Plattenbaus zeigen, wie städtebauliche Elemente zu Symbolen eines abgelösten und für ‚überkommen‘ gehaltenen politischen Systems werden, während die alteingesessene Bevölkerung Dublins die Architektur der revitalisierten Dockanlagen als ‚unauthentisch‘ ablehnt und eine stärkere Berücksichtigung ihrer Interessen einfordert. Die mit den jeweils vertretenen Stadtbildern verbundenen Ausschlüsse, das Ignorierte und Marginalisierte, stellen die ‚Bruchstellen‘ dar, an denen Kontingenz und Konstruiertheit der Stadtbilder besonders ins Auge fallen.

Sind die Strategien der Grenzziehungen erkannt, gilt es nach Chartier weiterhin, die Positionen der Akteure zu identifizieren, die durch soziale Kategorien wie Schicht, Geschlecht und Ethnizität gekennzeichnet sind. Allzu oft ist in Untersuchungen zu Stadtbildern von ‚der Stadt‘ die Rede, die gleichsam als Akteur handelt und ein allgemeingültiges Bild ‚ihrer selbst‘ vertritt. Die Einsicht in die grundlegende Konflikthaftigkeit und Kontingenz von Repräsentationen lässt eine solche Reduktion jedoch nicht zu. Die historische Analyse der Deutungsprozesse setzt häufig bei den Reaktionen der Funktions- und Entscheidungsträger an, die auf äußere Entwicklungen (wie einen ökonomischen Strukturwandel) reagieren. Sie tun dies vor dem Hintergrund ihrer Stellung im Machtgefüge der Stadt und in der Öffentlichkeit, sowie aufgrund individueller und milieuspezifischer Repräsentationen der Stadt. Neben diesen Entscheidungsträgern eignen sich jedoch auch jene städtischen Gruppen und Individuen die Stadt an, die keinen oder nur wenig Einfluss auf ihre konkrete Gestaltung haben. Nicht zuletzt mangels historischer Quellen – sofern diese nicht, wie in Wonnebergers ethnologischer Studie, in Form von Interviews

⁷ Vgl. Roger Chartier, Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken, in: Ders., Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung, Berlin 1989, S. 7-20. Zur Einordnung Chartiers vgl. Ute Daniel, Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft., in: GWU 48/1997, S. 195-218, hier S. 206 und Pierre Sarasin, Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte, in: Wolfgang Hardtwig / Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996, S. 131-165.

erhoben werden können⁸ – gerät diese nicht-offizielle Seite von Stadtbildern bei historischen Analysen oft aus dem Blick.

Historischer Wandel und Vergleich

In Repräsentationen von Städten spiegelt sich stets auch historischer Wandel. Ironischerweise wird gerade in Phasen gesellschaftlicher und sozialer Umwälzungen ihr konstruierter Charakter besonders deutlich, in Zeiten also, in denen bei den Produzenten und Vertretern von Stadtbildern oftmals ein besonderes Bedürfnis nach stabilen und allgemeinverbindlichen Deutungen besteht.⁹ Hierin liegt die Dynamik einer solchen Situation begründet, die von den Zeitgenossinnen und -genossen als Krise oder Aufbruch erlebt wird. Gleichzeitig bieten solche Wandlungsprozesse geeignete Ausgangspunkte für eine historische Analyse von Stadtbildern, deren Konflikthaftigkeit sich in den zeitgenössischen Medien widerspiegelt.¹⁰

Sie erlauben zudem die Gegenüberstellung interner und externer Faktoren bei den Veränderungen von Stadtbildern: Stadtinterne Machtkämpfe und Konkurrenzen etwa sind von allgemeinhistorischen Prozessen zu trennen. Ferner werden die Strategien sichtbar, mit denen Stadtbilder an die sich ändernden Bedingungen angepasst werden können. Die Wahl zwischen beruhigendem Vergangenheitsbezug und mobilisierender Zukunftsorientierung ist hier nur ein Beispiel.

Die verschiedenen Beiträge dieses Heftes ermöglichen schließlich den räumlichen und zeitlichen Vergleich. Die Formulierung von Stadtbildern in Hagen am Beginn und in Dublin am Ende des 20. Jahrhunderts etwa lässt die strukturelle Ähnlichkeit der Herausforderungen bzw. die funktionale Äquivalenz der Selbstbilder im zunächst nationalen und später internationalen Wettbewerb der Städte deutlich werden. Die Gegenüberstellung von Ankara und Städten in Ostdeutschland zeigt, dass auch in ganz unterschiedlichen Regionen die gleichen Gesetzmäßigkeiten im deutenden Umgang mit Architektur gelten: sie werden als Ausdruck von größeren politischen Zusammenhängen interpretiert oder umgedeutet. Ein Vergleich zwischen Afrika und Ostdeutschland schließlich unterstreicht die Bedeutung der räumlichen Ordnung einer Stadt für die Darstellung politischer Herrschaft.

⁸ Vgl. hierzu auch Sandra Schürmann, „Dornröschen“ und „König Bergbau“. Bürgerliche Repräsentationen und kulturelle Urbanisierung am Beispiel der Stadt Recklinghausen 1930-1960, Paderborn 2005.

⁹ Vgl. Gunn, S. 9.

¹⁰ Dieter Schott, Die Vernetzung der Stadt. Kommunale Energiepolitik, öffentlicher Nahverkehr und die „Produktion“ der modernen Stadt. Darmstadt - Mannheim - Mainz 1880 - 1918, Darmstadt 1999, S. 55.

Die vorliegenden Beiträge zeigen aber nicht nur die Fruchtbarkeit der Integration verschiedener fachspezifischer Zugänge zum Thema Stadtbilder und den Nutzen des Konzepts der ‚Repräsentation‘ für die stadthistorische Forschung, sondern das Heft soll auch insgesamt einen weiteren Anstoß zur Erforschung der kulturellen Formen sozialer und politischer Wandlungsprozesse geben, die das 20. Jahrhundert nicht nur in den Städten so nachhaltig geprägt haben.

Dr. Sandra Schürmann, freie Historikerin und Kuratorin,

E-mail: schuermann.sandra@web.de

Jochen Guckes, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin,

E-mail: guckesj@geschichte.hu-berlin.de

Stadt der Natur oder Stadt der Avantgarde? – Tourismusförderung und Identitätsentwicklung in Hagen im 20. Jahrhundert

Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert begann das touristische Reisen, das bis dahin allein den wohlhabenden Schichten vorbehalten gewesen war, sich allmählich zu einer Freizeitbeschäftigung für breitere Schichten zu entwickeln. Etablierte Kulturinstitutionen bedienten zu diesem Zeitpunkt jedoch noch eher die Elite mit einer großen Auswahl an Bildungsreisen. Den Durchschnittstouristen, der sich eher für einen Urlaub am Strand interessieren mochte, wo man sich bei einem Bier erholen konnte, sprachen sie hingegen meist nicht an. Auch Städte erkannten recht schnell die Vorteile des Fremdenverkehrs für ihre wirtschaftliche Entwicklung. Ihnen stellte sich jedoch zunächst die vereinzelt durchaus schwierige Aufgabe, herauszufinden, was sie besonders anziehend für Touristen machen könnte. Zudem musste vielerorts entschieden werden, ob in erster Linie die Unterhaltungs- oder eher die Bildungsbedürfnisse der potenziellen Gäste angesprochen werden sollten. Für ihre Vermarktung versuchten die Städte meist zunächst, lokalpatriotische Überzeugungen der Einwohnerschaft nutzbar zu machen. Vielfach begannen sie damit, den Kanon der touristischen Sehenswürdigkeiten ihrer Stadt mit der Konstruktion ihrer historischen Identität zu verknüpfen. Das aufkommende Tourismusmarketing bietet sich daher als lohnendes Feld historischer Forschung über lokale Identitäten an.¹

Im Gegensatz zur Heimatkunde richtet sich die touristische Vermarktung einer Stadt nach außen. Eine binnenorientierte ‚Heimatidentität‘ besteht zudem in der Regel aus vielfältigen und komplexen Elementen, die nicht alle für auswärtige Besucher interessant und daher nicht unmittelbar in Tourismusmarketingstrategien übersetzbar sind. Einfachere und nach außen leicht kommunizierbare Anknüp-

¹ Vgl. Celia Applegate, *A Nation of Provincials*, Berkeley 1990; Alon Confino, *The Nation as a Local Metaphor*, Chapel Hill 1997; William H. Rollins, *A Greener Vision of Home*, Ann Arbor 1997.

fungspunkte sind daher vonnöten. Wo eine allgemein bekannte historische Vergangenheit – wie in Weimar, München oder Dresden – oder ein berühmtes Vergnügungsangebot fehlt, können neben den urbanen Attraktionen die ‚natürlichen‘, d.h. in erster Linie landschaftlichen Besonderheiten und Sehenswürdigkeiten einer Stadt zur Ausbildung ihres touristischen Profils beitragen.

Die Industriestadt Hagen bietet ein besonders interessantes Beispiel für einen solchen Fall. Hagen liegt an der Grenze zwischen den industriell geprägten Städten des Ruhrgebiets und den Wäldern des Sauerlandes. In Selbstbeschreibungen titulierte sich die Stadt gern als „Tor zum Sauerland“ und war sich des hybriden Status einer schnell wachsenden Industriestadt in reizvoller Umgebung sehr bewusst. Darüber hinaus erkannten die Stadtoberen die sich für Hagen bietenden Chancen des internationalen Tourismus, insbesondere mit Blick auf die Niederlande. Die Täler und Hügel des Sauerlandes bilden nämlich die erste wirkliche Unterbrechung der norddeutschen Tiefebene, die sich von dort bis an die Nordsee erstreckt. Mit seiner Kombination aus städtischen Annehmlichkeiten und pittoresker Umgebung konnte Hagen darauf hoffen, nicht nur die Bevölkerung der deutschen Industriegebiete, sondern auch jene der benachbarten niederländischen Ballungszentren touristisch anzusprechen. Hagens kommunale Infrastruktur bot zudem einiges mehr als die einer durchschnittlichen Industriestadt.

Hagener Attraktionen bis 1922: Osthaus und die Avantgarde

Seit 1902 erfuhr Hagen durch die Aktivitäten eines reichen Bankiers- und Industriellensohnes grundlegende Veränderungen, die auch der Herausbildung eines touristisch verwertbaren Images dienten: Karl Ernst Osthaus, der als einer der wichtigsten Mäzene des 20. Jahrhunderts gilt, hatte mit dem Folkwang-Museum in Hagen eine der ersten öffentlich zugänglichen Kunstsammlungen gegründet, die unter anderem Werke von Rodin, Renoir, Matisse und Nolde zeigte. Der Lokalpatriot und Mitbegründer des örtlichen Verkehrsvereins hatte sich zum Ziel gesetzt, Hagen zu einem ‚Schaufenster moderner Kunst‘ zu machen und so zu demonstrieren, dass eine Industriestadt durchaus das impulsgebende Zentrum einer kulturellen Entwicklung bilden konnte.² Zu diesem Zweck nahm Osthaus auch auf zahlreiche Bauprojekte Einfluss und arbeitete darauf hin, in Hagen einige Beispiele der damals modernsten städtebaulichen Ideen zu realisieren. Vor dem Ersten Weltkrieg ent-

² Osthaus erreichte dies auch. Er war der Reformbewegung verbunden und machte Hagen um die Jahrhundertwende zu einem ihrer Zentren. Insbesondere seine ‚Folkwang-Idee‘ einer ganzheitlichen Kunstauffassung, die er in seinem Museum zu verwirklichen versuchte, ist wirkungsmächtig geworden, so dass heute in der Kunstgeschichte mit Blick auf Osthaus‘ Initiativen vom ‚Hagener Impuls‘ gesprochen wird.

standen unter anderem Bauten von Peter Behrens und Henry van de Velde, die für viele der eher traditionell eingestellten Einwohner Hagens jedoch Anstoß erregend und unverständlich waren. Erstaunlicherweise wurde gerade dieses Klischee einer Unverständlichkeit der Osthaus-Projekte in Hagen als Touristenattraktion genutzt und zum Marketinginstrument ausgebaut. Erzählungen über die „blauen Pferde“ Franz Marcs im Museum, die „hässliche Architektur“ und die psychologischen Erschütterungen, die angeblich selbst der wohlmeinendste Besucher zu erleiden hatte, gingen als Stereotypen ins lokale Bewusstsein ein. Trotz (oder vielleicht wegen) dieser allgemeinen Ablehnung galten das Folkwang-Museum und die moderne Architektur Hagens als Besonderheiten, die man nicht verpassen durfte.

Reiseführer über Hagen und Werbetexte des frühen 20. Jahrhunderts unternahmen einen Spagat zwischen der Betonung der kulturellen Besonderheiten der Stadt – insbesondere der Osthaus-Projekte – und den Naturschönheiten der Umgebung. Es war aber auch kaum zu leugnen, dass Hagen eine schmutzige Industriestadt war. In der zeitgenössischen Literatur wurde jedoch immer wieder herausgestellt, dass sich diese Stadt in einem permanenten Wandel befand.³ Vielfach wurde die Notwendigkeit betont, etwas gegen die Hässlichkeit zu unternehmen, und in Aussicht gestellt, dass Hagen bald nicht mehr „klein und schmutzig“ sein werde. Osthaus' Initiativen verliehen dieser Perspektive zusätzliches Gewicht. Da Hagen wenig historische Bausubstanz besaß, bildeten moderne Bauten und die grüne Umgebung die Hauptsehenswürdigkeiten. Das Folkwang-Museum zog einen kleinen, aber beständigen Strom europäischer und amerikanischer Besucher an. Auch die von Osthaus initiierte exklusive Villenkolonie im modernen Stil und die Gartenstadt für die untere Mittelschicht galten als wichtige Sehenswürdigkeiten, obwohl sie heftig und kontrovers diskutiert wurden. Das 1905 bis 1907 gebaute Krematorium, das erste seiner Art in Preußen, das erst 1912 nach der Legalisierung der Feuerbestattung in Betrieb genommen werden durfte, war ein wahrer Touristenmagnet.⁴ Auch hier waren Osthaus' Projekte und die sie begleitenden Skandale durchaus dazu angetan, interessierte Besucher anzulocken. Josef Thiebes, der Herausgeber einer Lokalzeitung und nicht gerade ein Verbündeter von Osthaus, berichtete beharrlich über dessen Aktivitäten - er wusste, dass sie stets einen Bericht wert waren. Eine satirische Stadtbeschreibung aus seiner Feder aus dem Jahr 1912 etwa gab unumwunden zu, dass die von Osthaus initiierten umstrittenen weiblichen Aktskulpturen am neuen Stadttheater die am besten zugänglichen und meistbesuchten Sehenswürdigkeiten der Stadt waren.⁵ Überall in Deutschland hatte man dar-

³ A. Heine, Ein Tag in der Hagener Kunststadt, in: Frankfurter Zeitung, 7. Juli 1912.

⁴ Timothy Pursell, The Burial of the Future, in: Mortality, 8/2003, S. 236-247.

⁵ Jupp [Josef Thiebes], Mein neuer Beruf, in: Westfälisches Tageblatt, 27. April 1912.

über lesen können, dass eine Gruppe konservativer Damen der Hagerer Oberschicht versucht hatte, die vermeintlich ‚abstoßenden‘ Figuren von der Fassade entfernen zu lassen.⁶ Zusammen mit Osthaus’ leidenschaftlicher öffentlicher Verteidigung des künstlerischen Charakters der Figuren scheint dieser Vorfall für viele Schaulustige der Anstoß gewesen zu sein, ihr Wochenende in Hagen zu verbringen und den in Stein gehauenen pikanten Anlass des Skandals selbst in Augenschein zu nehmen.

Neue Strategien in den 1920er Jahren: Die schöne Umgebung

In den 1920er Jahren begann sich in den allgemeinen Darstellungen der Hagerer Sehenswürdigkeiten das Gewicht zunehmend von den architektonischen Besonderheiten zu den landschaftlichen Reizen zu verlagern. Dies hatte sicherlich mit dem Verkauf der Folkwang-Sammlung an die Stadt Essen nach dem Tod von Osthaus im Jahr 1922 zu tun.⁷ Allerdings scheint die neue Schwerpunktsetzung auch ein Ausdruck der in den 1920er Jahren generell festzustellenden Popularitätssteigerung des Naturtourismus gewesen zu sein.⁸ Die Stadtoberen begannen mit großer Ausdauer, Hagens Rolle als „Tor zum Sauerland“ für die Imagewerbung zu nutzen – eine Bezeichnung, die bereits vorher existiert hatte, doch nun verstärkt vermarktet wurde.⁹ So galten nun die ausgezeichneten Zugverbindungen in die Stadt und ihre grüne, attraktiv hügelige Umgebung als größte touristische Vorteile, zumal man weder mit dem Nachtleben in Dortmund noch den kulturellen Institutionen in Köln mithalten konnte. Die vom Vermächtnis Osthaus’ nach dem Umzug der Sammlung verbliebenen modernen Bauwerke lagen zu verstreut, um als ausschlaggebender Marketingfaktor dienen zu können. Sie allein konnten, obwohl sie auch weiterhin als architektonische Kleinode betrachtet und als sehenswert eingestuft wurden, keine signifikante Anzahl an Touristen nach Hagen locken.

Als die Stadtverwaltung begann, mit professionellen Werbeagenturen zusammenzuarbeiten, zeigte sich zudem schnell, wie wenig sich diese ‚Auswärtigen‘ überhaupt mit der Möglichkeit auseinander setzten, die architektonische Avantgarde zu vermarkten. Die nun publizierten Stadtführer und ein Werbefilm („Hagen und seine Umgebung“) pressten Hagen in das Standardschema einer Provinzstadt,

⁶ Birgit Schulte/Milly Steger: Stadtbildhauerin, in: *Frauen in der Hageren Geschichte*, Hagen 1995, S. 70-79.

⁷ Die Sammlung war das einzige Vermächtnis Osthaus’ an seine Kinder, und die Stadt Essen konnte ein bedeutend besseres Angebot als Hagen machen. Vgl. Dr. Liebau, *Fremdenverkehrswerbung in Hagen*, in: *Hagerer Zeitung*, 27. Juni 1927.

⁸ Rudy Koshar, *German Travel Cultures*, London 2001.

⁹ Hallo Hier Hagen, in: *Bergisch-Märkische Zeitung*, 1. März 1933.

deren primärer Charme ihre liebliche Umgebung war. Der im Jahr 1927 produzierte und an Schulklassen sowie Geschäftsleute gerichtete Film demonstriert diesen Prozess am besten. Die Produzenten hatten das Hagener Oberbürgermeisteramt aufgefordert, eine Liste möglicher touristischer Sehenswürdigkeiten zu erstellen, die die enge Verbindung der Stadt zu der „schöne[n] Umgebung“¹⁰, herausstellen sollte. Aufschlussreich sind nun die Differenzen zwischen dem, was die Hagener selbst für sehenswert hielten, und dem, was die auswärtigen Werbestrategen als erfolgreich zu bewerben ansahen. Der von den Produzenten vorgesehene Plot begann mit der Rolle Hagens als Verkehrsknotenpunkt, fuhr mit der Darstellung seiner Geschichte fort (mit besonders volkstümlichen Bildern), berührte kurz das Orchester und das Theater, um schließlich seinen Höhepunkt in Hagens Status als „Eingangspforte zum schönen und romantischen Sauerland“¹¹ zu finden. Die schwärmerisch beschriebene Flucht in die Natur bildete den Kulminationspunkt der cineastischen Werbebotschaft.

Die vom verantwortlichen Stadtrat Liebau erstellte Liste gewünschter Abbildungen und gliedernder Zwischenüberschriften für den Film dokumentiert hingegen, was die Stadtführung für Hagens Hauptsehenswürdigkeiten hielt:¹² Der Schwerpunkt des ersten Teils mit dem Titel „Bilder der Stadt“ lag auf bemerkenswerten Gebäuden, u.a. den unter Osthaus errichteten. Zwei weitere Abschnitte befassten sich mit Hagens landschaftlicher Umgebung und trugen die Überschriften „Stadt der reinen Luft“ und „Seine schöne Umgebung“. Insgesamt stehen in Liebaus Liste Osthaus' Projekte und die architektonischen Wahrzeichen also gleichberechtigt neben den ‚grünen‘ Qualitäten Hagens. Unglücklicherweise übertraf die Liste den Umfang dessen, was im Rahmen des Werbefilms gezeigt werden konnte. Zudem ignorierten die Filmemacher sie größtenteils und realisierten stattdessen eine offenbar vorgefertigte Vorstellung dessen, was eine Provinzstadt zu bieten haben müsse.¹³ Osthaus-Projekte blieben vollständig unberücksichtigt. Hagens prominente moderne Wahrzeichen wurden zu Gunsten eingängigerer Fachwerkhäuser, der vollkommen unhistorisch wiederhergestellten Burg Altena oder umfangreicher Landschaftsaufnahmen ignoriert. Die auswärtigen Filmemacher befanden die von den Stadtvertretern vorgeschlagenen architektonischen Highlights offenbar für uninteressant und nicht für die Vermarktung geeignet. Hagen wurde so dem Topos einer anheimelnd-romantischen westfälischen Provinzialität entsprechend dargestellt. Ohne das Folkwang-Museum als zentrale Stütze wurde es zunehmend un-

¹⁰ Brief Windeck an Baurat Klinne vom 2. Dezember 1926, Stadtarchiv Hagen, 7585.

¹¹ Brief Prof. Arthur Jung an Oberbürgermeister Finke vom 24. März 1927, Stadtarchiv Hagen, 7585.

¹² Brief Liebau an Fa. Schonger vom 28. Juli 1927, Stadtarchiv Hagen, 7585.

¹³ Brief der Fa. Schonger an das Oberbürgermeister-Amt vom 16. September 1927, Stadtarchiv Hagen, 7585.

möglich, Hagens touristische Identität auf seinen architektonischen Reichtum aufzubauen.

Trotz der Fokussierung auf die landschaftlich schöne Umgebung erschienen in den 1930er Jahren eine Reihe recht ambitionierter Reiseführer, in denen Osthaus als einer der Stadtväter gefeiert wurde. Obwohl die Stadt auch weiterhin Anfragen bekam, den Film „Hagen und seine Umgebung“ vorzuführen, plante man im Oberbürgermeisteramt zudem, unter dem Titel „Hagen: Eingangspforte des Sauerlandes“ einen neuen Film zu produzieren, mit deutscher und niederländischer Fassung. Auch er sollte Hagen als Sauerlandmetropole herausstellen, aber zudem eine spezielle Sequenz über Osthaus enthalten, dessen „Name(n) [...] weit über Westfalens Grenzen hinaus Bedeutung“ habe.¹⁴ Aufgrund des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs wurde dieser Film nie fertig gestellt.¹⁵ Insgesamt setzte sich jedoch die Tendenz fort, in Werbebroschüren die in Hagen möglichen Freiluftaktivitäten mehr zu betonen als die architektonischen Sehenswürdigkeiten.

Weitere Entwicklung und Fazit

Direkt nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges änderte sich Situation: Herta Hesse, die neue Direktorin des Hagener Museums, begann ihre ein Leben lang andauernden Bemühungen, die Leistungen von Osthaus wieder ins kommunale Bewusstsein zu rücken. Sie regte Forschungen zu ihm an und publizierte in regionalen Kunstzeitschriften über sein Vermächtnis. In den 1990er Jahren leitete Michael Fehr, der heutige Direktor des Karl Ernst Osthaus-Museums, die Umwandlung von Osthaus' Villa Hohenhof in ein Museum der Hagener Moderne ein.¹⁶ Als Teil der ‚Route der Industriekultur‘ gilt es heute als eine der wichtigen architektonischen Sehenswürdigkeiten des Ruhrgebiets. Da die Villa für unmotorisierte Besucher noch immer schwer zu erreichen ist, bleibt abzuwarten, ob der Hohenhof ein bedeutendes touristisches Ziel werden wird.

Tourismus basiert allgemein auf wieder erkennbaren und für einen Besuch lohnenswerten Zielen. Hagens landschaftliche Reize bieten dabei bis heute bessere Chancen, Touristen anzulocken, als das architektonische Erbe. Während die Naturschönheiten des Sauerlandes unmittelbar genossen - und auch verkauft - werden

¹⁴ Brief der Fa. Commerz-Film AG Berlin an das Oberbürgermeister-Amt vom 11. Februar 1939, Stadtarchiv Hagen, Hal-07582.

¹⁵ Brief des Verkehrsamtes Hagen an Paul Kellermann vom 30. September 1939, Stadtarchiv Hagen, Hal-07582.

¹⁶ Dabei spielt Fehr verschiedentlich mit Hagens Geschichte und den von Osthaus geworfenen Schatten in einer Art und Weise, die fachkundige Besucher vielfach amüsiert, alteingesessene Hagener jedoch oftmals empört.

können, ist historisches Wissen notwendig, um Hagens einzigartiges kunstgeschichtliches Erbe zu schätzen. Da Karl Ernst Osthaus mit seiner Folkwang-Idee und dem daraus resultierenden ‚Hagener Impuls‘ ebenso wenig wie die in diesem Zusammenhang entstandenen Bauwerke deutschlandweit bekannt ist, ist es schwierig, Touristen mit ihnen für einen Besuch der Stadt an der Volme zu begeistern. Obwohl Peter Behrens oder Henry van de Velde überaus bekannte Architekten sind, fehlt ihnen für eine größere Öffentlichkeitswirksamkeit die unmittelbare Nähe zum ‚Bauhaus‘. Zudem sind die wenigsten der angesprochenen Bauwerke als Wohnhäuser öffentlich zugänglich. Auch das Krematorium, früher eine der wichtigsten Touristenattraktionen Hagens, kann heute nur im Rahmen einer angemeldeten Gruppenführung besucht werden. Obwohl das Stadtlogo Motive des architektonischen Osthauserbes enthält, hängt die Bedeutung dieser Denkmäler für die lokale Identität heute allein von stetigen und konzertierten Bemühungen ab, die Erinnerung an dieses Erbe wach zuhalten.

Dr. Timothy Pursell, Assistant Professor of Cultural History, Department of History, University of Alaska Fairbanks, E-mail: fftsp@uaf.edu

Vom Schmuttelimage zur Weltstadt: Bilder der Stadt Dublin im Kontext der Hafenranderneuerung

Als Orte, an denen Netzwerke entstehen, und als Treffpunkte für Güter und Menschen sind internationale Hafenstädte besonders von globalen Transformationsprozessen betroffen. Aufgrund technologischen und ökonomischen Wandels wurden in den letzten Jahrzehnten Häfen weltweit fundamental neu strukturiert, und sowohl die Beziehung zwischen Stadt und Hafen als auch die Bilder und Repräsentationsformen der gesamten Hafenstadt veränderten sich.

Dieser Artikel beschäftigt sich mit der Neustrukturierung des Dubliner Hafengebiets und deren Auswirkungen auf Bilder und Vorstellungen der gesamten Stadt. Seine Befunde basieren auf empirischen Daten, die in den Jahren 2002 bis 2005 bei Feldforschungsaufenthalten in Dublin gewonnen wurden. Das Projekt ist Teil eines seit 2001 am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg durchgeführten Forschungsprojektes zur Erforschung von Veränderungsprozessen und ihren Auswirkungen auf die Bevölkerung in Hafenstädten weltweit. Die Regenerierung der alten Hafengebiete in Dublin begann 1986, doch wird der größte Teil erst seit 1997 neu strukturiert, und dieser Prozess wird frühestens 2012 abgeschlossen sein. Dublin ist also ein aktuelles Fallbeispiel für die Auswirkungen globaler Transformationsprozesse auf urbane Bilder, Vorstellungen und Formen der Repräsentation. Die verschiedenen und einander oft widersprechenden Bilder Dublins und seines Hafengebietes reflektieren soziale und kulturelle Konflikte zwischen Stadtentwicklern, Investoren, lokalen Gemeinden, Touristen und der Touristenbehörde, die ihre eigenen Vorstellungen der Stadt durchzusetzen und zu verwirklichen versuchen.

Ich werde im Folgenden drei zum Teil entgegengesetzte Bilder der Stadt Dublin vorstellen und dahinterstehende Interessengruppen beleuchten. Dabei werden die Auswirkungen aktueller globaler Transformationsprozesse auf das Image von Städten und das Leben der Bewohner deutlich, wie sie Stadtbilder beeinflussen und verändern, welche Konflikte sie mit sich bringen und wie diese ausgetragen werden.

Zur Geschichte der ‚Docklands‘

Die Hafengebiete Dublins, die sich östlich des Stadtzentrums an beiden Seiten des Flusses Liffey entlang ziehen, entwickelten sich im 19. Jahrhundert zu typischen Arbeitervierteln. Der Hafen und hafennahe Industrien waren zwei der wichtigsten Arbeitgeber der Stadt; insbesondere die Bewohner der hafennahen Gebiete waren abhängig vom großen Angebot an zumeist unstetiger Arbeit ‚auf den Docks‘. Die Einführung neuer Technologien und Containerisierung der internationalen Schifffahrt setzten vielen traditionellen Hafenberufen, insbesondere dem der sogenannten ‚Docker‘ (Schauerleute) ein Ende. Zur gleichen Zeit verlagerten viele Fabriken ihre Niederlassungen in die Vororte, da die direkte Nähe zum Hafen durch bessere Transportmöglichkeiten nicht mehr nötig war und dort mehr Platz zur Verfügung stand. Die Folge war Massenarbeitslosigkeit in den ehemaligen Hafengebieten, wo ein Großteil der Lagerhäuser, Fabriken und Hafenanlagen brach fiel. Der Hafen selbst wurde weiter stadtauswärts und näher ans Meer verlagert, da die zunehmend größer werdenden Containerschiffe immer tiefere Hafenbecken verlangten. Der soziale und wirtschaftliche Niedergang der ehemaligen Hafengebiete war nicht mehr aufzuhalten.¹

Die Situation änderte sich im Jahr 1986, als mit der Gründung der Custom House Docks Development Authority (CHDDA) und dem Bau des International Financial Services Centre (IFSC) die Revitalisierung des Hafengebietes begann: Nach dem Vorbild anderer Hafenstädte² wurde ein kleines Gebiet in den Docklands zu einem Banken- und Geschäftsviertel umgebaut, in dem heute ca. 15.000 Menschen arbeiten.³ Die Errichtung des IFSC war jedoch nur der Beginn der Restrukturierung: 1997 wurde die Dublin Docklands Development Authority (DDDA) ins Leben gerufen, deren Aufgabe darin besteht, bis zum Jahr 2012 das gesamte ehemalige Hafengebiet einschließlich von fünf Hafengemeinden „sozial und ökonomisch zu regenerieren und die physische Umwelt zu verbessern“. ⁴ Entsprechend erlebt die gesamte Gegend zur Zeit eine Umbruchsphase: Von einigen wenigen unter Denk-

¹ Zur Geschichte des Dubliner Hafens siehe ausführlich Henry A. Gilligan, *A History of the Port of Dublin*, Dublin 1989.

² Siehe zu diesen offenbar globalen Prozessen der Hafenerneuerung ausführlich den Sammelband von Dirk Schubert (Hrsg.), *Hafen- und Uferzonen im Wandel: Analysen und Planungen zur Revitalisierung der Waterfront in Hafenstädten*, Berlin 2001.

³ P. Malone, *The difficulty of assessment: a case study of the Custom House Docks, Dublin*, in: K.N. White u.a. (Hrsg.), *Urban Waterside Regeneration, Problems and Prospects*, New York u.a. 1993, S.116-126; ders., *Dublin: Motive, Image and Reality in the Custom House Docks*, in: P. Malone (Hrsg.), *City, Capital and Water*, London/New York, 1996, S.65-89; Interview C13.

⁴ Dublin Docklands Development Authority, *Masterplan 1997*, Dublin 1997, S.2 (Übersetzung durch die Autorin).

malschutz stehenden Gebäuden abgesehen werden alle alten Lagerhäuser, brachgefallenen Hafenanlagen oder Fabrikgebäude abgerissen, um neuen Hotels, Apartmenthäusern, Bürogebäuden, Geschäften, Parks, einer Promenade entlang des Flusses sowie anderen Touristenattraktionen Platz zu machen. Der Plan beinhaltet weiterhin Arbeits- und Bildungsmaßnahmen für die Docklandbewohner.⁵

Die Revitalisierung des ehemaligen Hafengebietes in Dublin hat jedoch nicht nur strukturelle und architektonische Auswirkungen für die traditionellen Arbeiterviertel. Mit ihr verbunden sind auch neue Vorstellungen und Bilder, die zwischen Stadtplanern, Investoren und den Bewohnern der Gegend stark umstritten sind. Bevor ich darauf genauer eingehe, werfe ich zunächst einen Blick auf verschiedene, bis heute in unterschiedlichen Kontexten mit der Stadt Dublin verbundene Bilder.

Konkurrierende Bilder

Bis zum Beginn der Revitalisierung des Hafengebietes in den 1980er Jahren wurden Vorstellungen von Dublin vor allem von zwei Bildern geprägt, die sich auch bis heute finden lassen:

Das Image des georgianischen Dublins wird hauptsächlich von der Dubliner Fremdenverkehrszentrale Bord Fáilte propagiert und vermarktet und prägt deshalb in erster Linie touristische Darstellungen und die Vorstellungen von Besuchern der Stadt. Busrundfahrten und Stadtrundgänge führen überwiegend an Prunkbauten der georgianischen Epoche vorbei, einer Zeit, in der Dublin als ‚zweite Stadt des Britischen Empires nach London‘ galt. Sehenswürdigkeiten, die nie ausgelassen werden, sind die City Hall, Leinster House, das alte Parlamentsgebäude (heute die Bank of Ireland), hübsche georgianische Häuser (mit den berühmten ‚Doors of Dublin‘) um die Gegend von Merrion Square und Fitzwilliam Square.⁶ Reiseführer und -broschüren vermitteln dasselbe Bild.⁷ Auf diese Weise wird das Bild eines reichen, prachtvollen Dublin vermittelt, das von anglo-irischer Kultur geprägt ist.

Das zweite verbreitete Bild unterscheidet sich grundlegend von solchen Vorstellungen, es nimmt stattdessen die industrielle und Arbeitergeschichte der Stadt auf und reflektiert Vorstellungen von Dublin, die bei vielen Dublinern zu finden sind. Abgesehen von (oft ‚erfundenen‘) traditionellen, gemütlichen und robusten Pubs,

⁵ Ebd. und Interview C13.

⁶ Siehe z.B. die Broschüren von Busrundfahrten von City Tour, Dublin Bus Tours 2003; City Sightseeing, The Dublin Tour 2003; Dublin Sightseeing, Dublin Bus Tours, 2002. Stadtrundgänge werden u.a. direkt unter dem Titel „Literary/Georgian Walk“ angeboten: Walking Tours, Literary /Georgian Walk, Dublin 2003.

⁷ Z.B. Eyewitness Travel Guides, Ireland, London u.a. 1997, S.52-91; Mark Morris, Odyssey Illustrated Guide to Ireland, Hong Kong 1995, S.74-80.

die mit alten Nähmaschinen oder Fabrikfotos an das frühere industrielle Dublin erinnern sollen⁸, sowie Dubliner Balladen wie ‚Dublin in the Rare Old Times‘ oder ‚Dirty Old Town‘, spielen die ehemaligen Arbeiterviertel für die Vermarktung der Stadt jedoch keine Rolle. Auch der Verfall großer Bereiche der Innenstadt sowie der ehemaligen Hafengebiete wird vor den Augen der Besucher eher verborgen.⁹ Obwohl die DDDA im Rahmen der Neustrukturierung bemüht ist, die Docklands nun ebenfalls als touristische Attraktion zu vermarkten, gelingt das nur sehr langsam; das ehemalige Hafengebiet spielt bis heute eine eher marginale Rolle für den Tourismus.

Für die nicht-touristischen Images, d.h. die Vorstellungen, mit denen Dubliner selbst ihre Stadt belegen, erfüllt Dublins industrielle Arbeitergeschichte dagegen eine wichtige Funktion, insbesondere in Gegenden mit einer langen industriellen Vergangenheit, wie z.B. den Docklands. Auch wenn das Zeitalter der geschäftigen Docks, harter physischer Arbeit, hafenspezifischer Berufe, von Pferdekarren und Kohleschiffen, Holz- und Kohlehöfen sowie der Seeleute aus aller Welt, die die Hafenkneipen der Gegend besuchten, seit den 1970er Jahren vorbei ist, spielen diese Elemente bis heute eine wichtige Rolle für das Selbstbild, die Geschichte und das kulturelle Erbe der Hafengemeinden und sind somit wichtiger Bestandteil ihrer Identität. Aus diesem Grund setzen die Docklandgemeinden nun alles daran, die Erinnerungen und sichtbaren Überreste dieser Geschichte zu bewahren. Das geschieht durch eine Anzahl an lokalen Initiativen, die z.B. Geschichtsbücher publizieren¹⁰ oder sich für die Erhaltung alter Maschinen oder anderer Relikte der Hafenaktivitäten einsetzen – ein Beispiel dafür ist eine Tauchglocke, die jahrelang vor sich hin rostete, bevor sie im Jahr 2000 auf Initiative eines lokalen Gemeindezentrums restauriert und auf der Promenade ausgestellt wurde.¹¹ Dieses Selbstbild einer Arbeiter- und Hafenkultur wird von der aktuellen Umstrukturierung der Docklands herausgefordert, die ein neues Dublinbild mit sich bringt: das Bild einer modernen Weltstadt, einer ‚world-class city‘.

⁸ Mit dem Thema der Erfindung von alten, traditionellen Pubs beschäftigt sich David Slattery, *Fear and loathing in lost ages: Journeys through postmodern Dublin*, in: Colin Coulter/Steve Coleman (Hrsg.), *The End of Irish History? Critical Reflections on the Celtic Tiger*, Manchester/New York, 2003, S.139-154.

⁹ Vgl. Slattery, S.150.

¹⁰ Z.B. Terry Fagan/Ben Savage, *Down by the Dockside. Reminiscences of Sheriff Street*, Dublin 1995; North Inner City Folklore Project (Hrsg.), *North of the Liffey*, Dublin 1992; St. Andrew's Heritage Project (Hrsg.), *Journeys from the Steyne. A Historical Portrait of the Westland Row/City Quay Community*, Dublin o.J.

¹¹ St. Andrew's Heritage Project (Hrsg.), *Dublin's Diving Bell. A History*, Dublin 2003.

Vor dem Hintergrund des Celtic-Tiger-Booms, neuer Ökonomien und neuen Wohlstandes, erschaffen die Stadtentwickler, darunter auch die DDDA, ein völlig neues Dublinbild und Image der Docklands. Ihre Visionen der Stadt und des ehemaligen Hafenviertels beinhalten „first-class business, communications, sporting, lifestyle, cultural and leisure facilities of a major capital city in a uniquely attractive waterfront location“.¹² Der Slogan ‚developing a world-class city quarter‘, der auf Werbebannern in den Docklands zu finden ist sowie die Broschüren der DDDA, in denen junge, erfolgreiche Geschäftsleute der Mittelschicht vor modernen Glasgebäuden abgebildet sind¹³, belegen das. Auf diese Weise bewirbt und erschafft die DDDA ein Image, das die Stadt als junge, vibrierende, moderne und kosmopolitische Metropole darstellt und nichts mehr mit dem alten Bild einer etwas heruntergekommenen Industriestadt gemeinsam hat.

In diesem Prozess der Umgestaltung sowohl auf struktureller als auch auf Imageebene wird ein Großteil der ehemaligen hafenbezogenen Gebäude und Strukturen abgerissen und durch moderne Architektur ersetzt. Die wenigen denkmalgeschützten Gebäude dienen lediglich als Dekoration und Lokalkolorit und werden mit der Verlagerung der Wirtschaft vom Industrie- zum Dienstleistungssektor umfunktioniert. Aus dem ehemaligen Büro des Hafenmeisters wird ein Restaurant, eine alte Lagerhalle (Stack A) dient nun als teures Einkaufszentrum, um nur zwei Beispiele zu nennen. Mit diesem neuen Bild Dublins als Weltstadt und der Docklands als modernes Mittel- und Oberklasseviertel sollen nicht nur zukünftige Investoren, Firmen und Bewohner angeworben, sondern auch Touristen in dieses Gebiet gelockt werden. So finden sich die Docklands seit neuestem auch auf Touristenstadtplänen, wo sie bis Ende der 1990er nur in Ausnahmefällen einbezogen waren¹⁴, und die DDDA versucht durch verschiedene Veranstaltungen sowie einen Docklandsrundgang – den sogenannten ‚Docklands Walking Trail‘ – die Gegend für Besucher interessant zu machen.¹⁵

¹² Dublin Docklands Development Authority, Grand Canal Harbour - new waterside living, Dublin o.J., S.2.

¹³ Z.B. Dublin Docklands Development Authority, Grand Canal Harbour - new waterside living; dies., Grand Canal Harbour – part of the bigger picture, Dublin o.J.; dies., Dublin's Docklands – Live the future, Dublin o.J.; dies., Experience Dublin Docklands, Dublin o.J.; dies., Developing The Dublin Docklands Area Into A World Class City Quarter..., Dublin o.J.

¹⁴ Dublin Visitor Map and Guide, Dublin 2003.

¹⁵ Dublin Docklands Development Authority, Experience Dublin Docklands, o.S.

Konflikte

Die Revitalisierung der Hafengebiete und der angestrebte Imagewechsel verursachen eine Reihe von Konflikten zwischen Stadtentwicklern auf der einen und alt-ingesessener Wohnbevölkerung auf der anderen Seite. Dabei wird eine Neuentwicklung und Aufwertung des Hafengebietes von den dort lebenden Gemeinden generell durchaus positiv betrachtet und als notwendig angesehen. Jedoch haben viele Bewohner das Gefühl, nicht mit in die Pläne einbezogen zu werden und protestieren daher gegen einige Aspekte der Umstrukturierungspläne. Einiges wird aus praktischen Gründen abgelehnt: Nach Auffassung vieler Bewohner wird die gesamte Revitalisierung von der reichen Mittel- und Oberschicht durchgeführt und richtet sich ebenfalls an wohlhabende Geschäftsleute und nicht an die lokale Bevölkerung. Diese wiederum werde von den Gewinnen, die in ihrer Gegend erzielt werden, letztendlich nicht profitieren, denn weder komme die Art der neuen Jobs für sie in Frage noch seien die neuen Apartments für sie bezahlbar. Ganz im Gegenteil verschlechterten einige Baumaßnahmen die Lage der Ansässigen noch, z.B. verschatteten die ursprünglich für Spencer Dock geplanten Hochhäuser die ein- oder zweistöckigen bestehenden Wohnhäuser komplett.¹⁶ Als Reaktion wurden verschiedene lokale Initiativen ins Leben gerufen, die – zum Teil erfolgreich – Protest einlegten.¹⁷ Sie erreichten z.B., dass die lokalen Gemeinden in der DDDA vertreten sind und konnten durchsetzen, dass mindestens 20% der neu gebauten Apartmenthäuser mit Sozialwohnungen belegt werden müssen.¹⁸

Daneben werden die Anwohner bei ihrer Kritik auch von nostalgischen Motivationen geleitet: Nach ihrer Auffassung zerstört die Revitalisierung der Hafengebiete das ‚alte, authentische‘ Dublin und ihre eigene Geschichte und Kultur. Das Abreißen alter Bauwerke, die die Hafengegend jahrzehntelang charakterisierten, und ihr Ersetzen durch neue, moderne Gebäude bedeutet für viele Bewohner auch einen Verlust des Ortsgefühls, da die neuen Bauten keine Verbindung zum alten Dublin und zur Geschichte der Docklands und ihrer Gemeinden hätten.¹⁹ Ein Beispiel dafür ist der alte Gasometer, einer der wichtigsten Orientierungspunkte auf der Südseite der Docks, der nach der Schließung der Gasfabrik 1994 abgerissen wurde. Da das Ensemble eine so herausragende Stellung einnahm und die Gasfabrik

¹⁶ Fast alle Interviewpartner aus den Docklands nannten mindestens einen Aspekt der Pläne, den sie kritisierten. Besonders deutlich formuliert wurde dies von den jeweiligen Gemeindevertretern, z.B. in den Interviews C35, C3, C53, C19.

¹⁷ Treacy Hogan, €4.5bn ‚mini-city‘ takes shape along city docks despite height restrictions, in: *The Irish Independent*, 14.12.2004; Interviews C3, C49, C53.

¹⁸ Interview C3.

¹⁹ Z.B. Interviews C52, C44, C69, C65 u.v.a.

zudem einen der wichtigsten Arbeitgeber der Gegend darstellte, wird dies bis heute von vielen Bewohnern bedauert. Zur Zeit wird das ehemalige Gasfabrikgelände, auf dem bis auf einen Schornstein nichts mehr steht, komplett neu bebaut - vor allem als Wohngebiet, aber auch mit Bürogebäuden und Hotels.²⁰

Einen weiteren Anlass zu Kritik bietet die Art der neuen Architektur: Während die alten Gebäude überwiegend aus Backstein bestanden, werden für die neuen vor allem Glas, Stahl und Beton verwendet, so dass allein äußerlich ein Bruch zwischen Alt und Neu sichtbar ist. Viele Bewohner lehnen die neuen Gebäude ab, da sie nicht mehr an die Hafenvergangenheit des Viertels erinnern.

Der dritte Kritikpunkt richtet sich gegen das Design der neuen Apartmenthäuser: Während die alten Cottages, Reihenhäuser und selbst Sozialwohnungsblöcke allgemein zugänglich waren und sind, sind die neuen Apartmenthäuser mit Gittern und Toren vom öffentlichen Raum abgegrenzt und für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Da es sich um private Baumaßnahmen handelt, sind die neuen Wohnungen für ortsansässige Bewohner normalerweise nicht bezahlbar, so dass überwiegend Menschen von außerhalb dort einziehen. Abgesehen von sozialen Differenzen sehen viele der Alteingesessenen in den Zäunen und Gittern einen Grund für die Schwierigkeiten, die neuen Bewohner wie gewünscht in die lokale Gemeinde zu integrieren. Viele lehnen daher die neuen vergitterten Wohnblöcke ab, die negative Auswirkungen auf die Gemeinde hätten.

Fazit

Dublin ist ein Beispiel dafür, welchen Einfluss globale Transformationsprozesse auf städtisches Leben sowie auf Bilder und Repräsentationsformen einer Stadt haben können. Wie in vielen anderen Städten führt die ökonomische Umstrukturierung zu Versuchen, die ‚Waterfront‘ und ehemalige Hafengebiete ‚neu zu erfinden‘, um sie für postindustrielle Konsumgewohnheiten und den Tourismus vermarkten zu können. Alte Images und Repräsentationsformen werden von Stadtentwicklern durch das Hinzufügen völlig neuer Elemente herausgefordert; die Dubliner Docklands werden so nicht nur architektonisch und ökonomisch regeneriert, sondern auch auf der Imageebene völlig neu gestaltet. Das neue Bild von Dublin als Weltklassestadt anstelle des alten Images einer ‚dirty old town‘ widerspricht den tradierten Selbstzuschreibungen der alteingesessenen Hafenviertelbewohner. Abgesehen von praxisorientierten Kritikpunkten ist dieses neue Bild ein Grund, warum viele von ihnen die Pläne der Stadtplaner kritisieren und es zu Konflikten zwischen Bevölkerung, Stadtentwicklern und Investoren kommt: Stadtplaner, Investoren, die

²⁰ Dublin Docklands Development Authority, Grand Canal Harbour.

Tourismusindustrie, neue Bewohner aus der Mittelschicht und alteingesessene Hafengemeinden kämpfen jeweils um ihre eigene Vision ihrer Stadt Dublin. Die Diskussionen zeigen, wie wichtig urbane Bilder für die Konstruktion lokaler Identitäten auf der einen Seite und für die Vermarktung und den Verkauf einer Gegend auf der anderen sind. Die Revitalisierung der ehemaligen Hafengebiete ist noch nicht abgeschlossen, der Kampf um Bilder der Stadt ein andauernder Prozess. Es bleibt abzuwarten, welche Elemente der alten Bilder überleben werden und ob die Stadt in Zukunft als moderne Weltstadt angesehen wird oder einen Teil des alten und oft romantisierten Schmuttelimage als ‚dirty old town‘ bewahren kann.

**Dr. phil. Astrid Wonneberger, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte am Institut für Ethnologie, Universität Hamburg,
E-mail: wonneb@yahoo.de**

Kulturelle Ökonomien, urbane ,Geschmackslandschaften' und Metropolenkonkurrenz

Im Zuge der Globalisierung des Kapitals und der Virtualisierung der Ökonomie sind auch die großen Städte in eine neue Phase des wirtschaftlichen Wettbewerbs eingetreten. Fordistische Paradigmen der städtischen Ökonomie, d. h. die nationalen bzw. lokalen Konzentrationen industriell-gewerblicher Ensembles, unterstützt durch wohlfahrtsstaatlich organisierte Kommunalverwaltungen, werden durch postfordistische Formen der flexiblen Akkumulation und der dislozierten Güterproduktion abgelöst. Die alten Industrien verlagern sich in die Billiglohnländer, während die Metropolen in den Industriestaaten auf die neuen Wissensindustrien umstellen. In den westlichen Großstädten verschwindet die ‚stoffliche‘ Produktion der Stahl-, Kohle- und Elektro-Ära zugunsten einer Form von Mehrwertschöpfung, die zunehmend von der Manipulation und überraschenden Verknüpfung von Daten und Informationsressourcen abhängt. Die am meisten profitablen Rohstoffe des Spätkapitalismus kommen nicht aus der Natur, sondern aus der ‚Kultur‘. Es sind zum einen die symbolischen Formen der Natur- und Menschenbeherrschung, die durch den rasanten Fortschritt von Wissenschaft und Technik hervorgebracht werden, und es sind zum anderen semiotisch aufgeladene Konsumgüter, die den Verbrauchern Status- und Identitätsgewinne verheißen. Dieser Wandel, ablesbar am Niedergang klassischer Industriestädte und am Aufschwung der Finanz-, Informations-, Medien- und Konsumkapitalen, erzeugt qualitativ neue Physiognomien des Urbanen – *corporate architecture*, überbordende Medienfassaden, weitmaschig konzipierte Vergnügungs- und Unterhaltungslandschaften, eine Mischung von transnationalen Großunternehmen und kleinen Hightech-Firmen, schmutzigen Enklaven ‚alter‘ proletarischer Ökonomien und ästhetisch hoch gezüchteten Finanz- und Aktienmarktplätzen.

Die so erzeugte Komplexität und Heterogenität bedarf jedoch spezifischer Zeichensetzungen und Imageproduktionen, um die Identifizierbarkeit urbaner Ensembles zu ermöglichen und Konsumentenattraktionen zu sichern. Die Entmaterialisierung der ökonomischen Basis geht mit einer Kulturalisierung urbaner Ober-

flächen einher, und Städte versuchen über gezielte Imageprojektionen Touristen- und Konsumentenströme auf sich zu lenken. New York präsentiert sich dieser Logik gemäß als die kapitalistische Weltmetropole schlechthin, London verziert seinen Börsenwert mit dem Image einer *swinging city*, Paris präsentiert sich als Stadt des *savoir vivre* und der *haute couture*, Berlin gibt sich den maroden Glanz einer ehemaligen Frontstadt des Kalten Krieges und Wien setzt auf die Nischenmarke einer Stadt mit langer Tradition der leichten Muse. In einer Welt, deren imaginäre Geographie durch Kommunikation und Datenaustausch in Echtzeit bestimmt wird, gilt es mehr denn je, sich zu profilieren und zu positionieren, d.h. sichtbar und unverwechselbar zu werden.

In dieser neuen Konstellation gewinnt Kultur einen buchstäblich grundlegenden Stellenwert, der weit über den eines ‚weichen‘ Standortfaktors hinausgeht, wie er vor allem in den 1980er Jahren diskutiert wurde. Kultur als ‚weichen‘ Standortfaktor zu verstehen bedeutete, die Stadt durch ‚Dekor‘ im weitesten Sinne attraktiv zu machen für Bewohner, Besucher und Investoren. Treffend haben Hartmut Häußermann und Walter Siebel in diesem Zusammenhang von „Ausstattungskultur“ gesprochen.¹ Als ‚weich‘ erschien dieser Faktor vor allem deshalb, weil er leichter manipulierbar schien, aber in der Rede von der ‚weichen‘ Kultur und den ‚harten‘ Fakten der Ökonomie schwang auch die klassische, mit dem Fordismus verbundene Vorstellung mit, dass es bei der Kultur eben nie um die ‚eigentliche Sache‘ ging. Noch immer blieb die Ökonomie ‚männlich‘ konnotiert, während in der Dekoration nur eine notwendige, zumeist mit dem Weiblichen assoziierte ‚Ausschmückung‘ gesehen wurde. Das schlägt sich schon in der Rede vom Faktor ‚Kultur‘ nieder, den es zwar - als einen unter anderen - zu beachten gelte, der aber dennoch nicht das Eigentliche, das Unabänderliche und das Schicksalhafte ausmache.

Heute hat sich dieses Verhältnis grundlegend gewandelt, ein Wandel, in dem eine grundsätzliche Änderung des Verhältnisses von Kultur und Ökonomie in der westlichen Hemisphäre überhaupt zutage tritt. In der postmodernen „Ökonomie der Zeichen“², die der Produktion und Verbreitung von Images, Symbolen und Stilen einen immer höheren Stellenwert in der Wertschöpfung zuordnet, ist Kultur nicht mehr nur Garnierung, so wie der Zusatznutzen, der den materiellen Nutzen für unterschiedliche Zielgruppen ‚schmackhaft‘ machen sollte. Sie bildet vielmehr das Fundament, auf dem das eigentliche Gebäude errichtet wird. Der Tausch- und Gebrauchswert der Waren verschmilzt mit ihrer symbolischen Aura, und kulturelle

¹ Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Urbanität als Lebensweise - Zur Kritik der Ausstattungskultur, in: Informationen zur Raumentwicklung, hg. von der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung, Heft 1, 1992, S. 29-35.

² Scott Lash/John Urry, Economies of Sign and Space, London 1994.

Konnotationen bestimmen zunehmend ihren Marktwert. ‚Kultur‘ wird so zur Produktivkraft und wandert als Kern in immer mehr Güter und Dienstleistungen ein. Diese Entwicklung lässt sich an Automarken ebenso beobachten wie an Computer- und Designerprodukten und prägt den Bereich der Dienstleistungen von der Gastronomie bis hin zu Versicherungen, die ihren Kunden nicht nur perfektes Risikomanagement, sondern auch ein Lifestyleangebot verheißen. In einer ironisch anmutenden Verkehrung wird so im ‚kulturellen Kapitalismus‘ der Überbau zur Basis gemacht.

Johannes Moser verdeutlichte im Rahmen des Workshops „Kulturelle Ökonomien als ‚Geschmackslandschaften‘ – Figurationen der europäischen Städtekonkurrenz“³ diesen Sachverhalt am Beispiel der ‚Gläsernen Manufaktur‘ des Volkswagenkonzerns in Dresden. Metaphernreich konnte mit der *corporate architecture* dieser exklusiven Produktionsstätte für maßgefertigte Autos auf historische Vorbilder der *Durchsichtigkeit* von der gläsernen Molkerei Pfund in der Dresdner Neustadt bis hin zur ‚Gläsernen Frau‘ im Deutschen Hygiene-Museum zurückgegriffen werden. Zugleich knüpft die Lage der Manufaktur am Rand des Großen Gartens an die große Tradition des dortigen Ausstellungsgeländes an. Um den Marktführern im Luxussegment etwas Besonderes entgegenzustellen, entwickelte das Architekturbüro Gunter Henn ein innovatives Verkaufskonzept für das neue Werk. Dem Kaufakt selbst wird dabei eine Erlebnissequenz vorgeschaltet, „die verhaltene Züge einer rituellen Initiation trägt“. Der Kunde wohnt nämlich der Produktion seines Autos bei, wählt Ausstattung, Formen und Farbe des Interieurs und erhält sein Auto in Form einer durchkomponierten Inszenierung. Die gläserne Manufaktur bildet ein zentrales Element der Dresdner ‚Geschmackslandschaft‘, die einerseits historische Linien der Stadtentwicklung fortsetzt und andererseits zu einer Neuformierung sozialer Distinktionen führt. Die in der Manufaktur artikulierte *Ausstellung* von Erwerbsarbeit steht in der Tradition überbrachter Repräsentationsformen und ist letzten Endes, so betonte Moser, aus den Traditionen höfischer Kultur mit ihrem ausgeprägten Hang zur Repräsentation im Sinne des Ausstellens und Darstellens hervorgegangen. Nicht zufällig bezeichnete der Vorstandsvorsitzende Ferdinand Piëch die Dresdner ‚Manufaktur‘ als „Zwinger des 21. Jahrhunderts“. Kombiniert mit dem Hightech-Branding der Stadt, das durchaus in der Tradition der für Dresden charakteristischen Feinindustrie zu sehen ist, scheint Dresdens Gegenwart und Zukunft durch einen gewissermaßen selbstreflexiven Rückgriff auf historische Stärken charakterisiert. Joachim Schlör verwies am Beispiel von Berlin auf eine andere Strategie, ‚Geschichte‘ als Produktionsmittel einzusetzen. Ausgehend von Uwe

³ Der Workshop „Kulturelle Ökonomien als ‚Geschmackslandschaften‘ – Figurationen der europäischen Städtekonkurrenz“ fand am 18. und 19. Juni 2004 am IFK in Wien statt.

Johnsons Frage „Was hat Berlin zu verkaufen?“ und dessen Antwort „Erinnerungen“, versuchte er die These zu erhärten, dass es tatsächlich die Überreste und Versatzstücke der Geschichte des 20. Jahrhunderts zu sein scheinen, die Berlin in der weltweiten Städtekonkurrenz anzubieten hat, und exemplifizierte die Überlegungen am Beispiel des Gedächtnisortes ‚Topographie des Terrors‘ sowie der kommerziell genutzten Überbleibsel der Berliner Mauer.

Die Überschreibung industrieller und historischer Erbschaften mit neuen Ökonomien des Kulturellen ist freilich ein Befund, der zunächst nur für die westliche Welt zutrifft. Es ist derzeit eine globale Arbeitsteilung zu beobachten, bei der die unmittelbare Produktion aus der westlichen Hemisphäre zunehmend auswandert und tendenziell zu verschwinden scheint. Die erste Welt, wenn wir denn überhaupt noch in solchen Kategorien denken können und wollen, lenkt (investiert), entwirft (forscht), konzipiert (formuliert) und führt vor (präsentiert), die zweite und dritte Welt fertigt an (wobei wir allerdings die als Begleiterscheinung des Neoliberalismus wieder belebten *sweatshop*-Industrien in den Herzen der westlichen Metropolen diskret übergehen). Diese globale Arbeitsteilung, die freilich nicht als ein Naturzustand verkannt werden sollte⁴, macht die Rede von der ‚Wissensgesellschaft‘ und vom ‚Land der Ideen‘ ebenso transparenter, wie sie die Woge kulturwissenschaftlicher Begrifflichkeiten nachvollziehbar macht, die die Welt in Kategorien der Theatralität und Performativität zu fassen sucht. Die erste Welt ist, folgen wir den Annoncen des Zeitgeistes, ‚kreativ‘, die zweite und dritte produktiv. In dieser Arbeitsteilung zeigt sich ein merkwürdiges, auf die horizontale Fläche projiziertes Herr – Knecht - Verhältnis von Kopf- und Handarbeit.

In der westlichen Hemisphäre – oder besser: vornehmlich in dieser – ist es zu einer Verschmelzung von Kultur und Ökonomie in Gestalt von kulturellen Ökonomien gekommen. Diese heben das Zeichenhafte gegenüber dem Materiellen hervor und produzieren vornehmlich Bilder und Symbole, oder besser: sie verschmelzen bislang einander gegensätzlich gedachte Einheiten auf eine Weise, dass das Symbolische in die Textur des Materiellen eingelassen scheint. Diese „Kulturalisierung der Ökonomie“⁵ kommt paradigmatisch in den so genannten *cultural industries* zur Geltung, die man neuerdings lieber als *creative industries/creative services* bezeichnet. Mit dieser begrifflichen Volte soll wohl, so steht zu vermuten, die letzte Erinnerung an den gesellschaftskritischen Gehalt der ‚Kulturindustrie‘-These von Horkheimer und Adorno gelöscht werden⁶. Die Wertschöpfung dieser ‚Industrien‘

⁴ Schon jetzt erheben sich Stimmen, die betonen, dass es nur eine „Frage der Zeit“ sei, „dass auch das Konzeptionelle, das Design und die Entwicklung dort sein werden, wo die Märkte sind“, so der Chef des Elektrokonzerns ABB, Jürgen Dormann, in einem Interview (Der Tagesspiegel vom 18.10.2004).

⁵ Justin Hoffmann/Marion von Osten (Hrsg.), *Das Phantom sucht seinen Mörder*, Berlin 2002.

⁶ “The term ‘creative industries’ seems to have been adopted for two reasons: first, to distance itself from

beruht im Wesentlichen auf der Kreativität⁷, dem Wissen und dem ‚Talent‘ individueller Produzenten. Dazu gehören u. a. Werbung, Design und Mode sowie der gesamte Bereich der so genannten *content industry*, die für die klassischen wie für die neuen Medien tätig ist. Paradigmatisch ist dieser Bereich nicht zuletzt deshalb, weil er bereits in seiner Benennung – *cultural industries* – die Umkehrung vom Überbau zur Basis deutlich macht. Die Vorstellung von der ‚kreativen Stadt‘ steht im Zentrum der postindustriellen Ökonomie und der postmodernen Kultur. Dabei gerät oftmals in Vergessenheit, dass Kreativität zu ihrer Entfaltung eines begünstigenden vernetzenden Umfelds bedarf; sie bedarf nämlich der Infrastrukturen von Forschungseinrichtungen, Informationszentren, Kunst- und Kultureinrichtungen, und nicht zuletzt bedarf sie einer ‚Szene‘, die als *boiler shop of ideas*, als Treibhaus der Ideen fungieren kann.

Günther Gebauer demonstrierte auf dem Workshop am Beispiel von Paris, dass die Ökonomie der feinen Unterschiede und des Luxus, die sich in exklusiven Mode- und Geistesprodukten artikuliert, auf komplexen sozialen Netzwerken aufbaut. Diese Netzwerke umfassen sowohl Familien und soziale Milieus, die symbolisches und ökonomisches Kapital tradieren, als auch exklusive Institutionen der Wissens- und Kunstproduktion sowie staatliche Bürokratien und private Unternehmen. Das Ineinandergreifen von Macht-, Geld- und Kultureliten erzeugt so ein eigensinniges Kräftefeld von Konventionalismus und Innovation, das den Produkten der Pariser Kulturindustrie eine Aura des Einmaligen, Geschmackvollen und Erlesenen verleiht.

Die kulturellen Ökonomien, die doch das Zeichenhafte gegenüber dem Materiellen privilegieren, scheinen kurioserweise ausgesprochen ortsabhängig zu sein. Das bezieht sich nicht nur auf die gerade genannten ‚infrastrukturellen‘ Voraussetzungen, sondern auch auf das Vorhandensein historischer *Cluster*, die man wieder beleben oder an die man sinnvoll anschließen kann. Das Flüchtige, das vorgeblich Ephemere der Zeichenwelt, scheint nämlich in einem Fundament eingelagert zu sein, das von historischen Sedimenten gebildet wurde. Auf diesen Umstand wurde auf dem Workshop in den Fallstudien zu Wien und Budapest besonders verwiesen. Cornelia Szabó-Knotik zeigte, dass die Einbettung der Marke ‚Mu-

the ‘old labour’ and Marxian overtones of the cultural industries, and second, to embrace an agenda that thought to offer the role that culture (now creativity) could add when harnessed to the ‘traditional economy’. Thus the instrumental use of ‘culture’ and ‘creativity’ to secure economic ends.”, Andy C. Pratt, *The cultural economy. A call for spatialized ‘production of culture’ perspectives*, in: *International Journal of Cultural Studies* 7/2004, S. 117-128, hier S.125, Anm.1.

⁷ Der haltlose Gebrauch des Begriffs ‚Kreativität‘ ist das aktuellste Beispiel für die Entwertung von Konzepten durch die Entleerung ihres Sinns. Es ist inzwischen nachgerade unmöglich geworden, diese Vokabel ohne zusätzliche Qualifizierung noch zur Bezeichnung schöpferischer Denkstile zu verwenden.

sikstadt Wien' in avancierte Tourismusstrategien auf einen Traditionsfundus und ein identitätspolitisches Erbe zurückgreift, das die Wiener Klassik (Mozart, Beethoven, Schubert) zum einen als Zitat und Ornament instrumentalisiert und zum anderen in neue mediale Logiken einbettet, wodurch historische Signaturen für neue Zielgruppen attraktiv werden. So können Konsumenten jenseits der klassischen Musik adressiert werden, die eher an Popmusik, Film und virtuellen Medien interessiert sind. Diese Strategien, so ihre These, haben auch die Funktion, zeitliche befristete Formen von ‚Heimat‘ in den globalen Korridoren der Freizeitmobilität herzustellen. Das Attribut einer ‚Musikstadt‘ ist für Wien im Zusammenhang seiner Urbanisierung und Modernisierung grundgelegt und vor allem in den politischen Umbruchszeiten der österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts immer wieder als Identifikationsmuster eingesetzt worden, das als Selbstzuschreibung zunehmend nach außen gewirkt hat. Peter Haber wies ähnliche Phänomene am Beispiel Budapest nach, dessen touristische Konzepte auf das magyariserte Stadtgedächtnis des späten 19. Jahrhunderts ebenso aufsetzen wie sie eine Romantisierung des ‚Gulaschkommunismus‘ der Kadar-Ära vornehmen. Im historischen Regress wird auf geschichtlich vermittelte Stadtimaginationen zurückgegriffen: auf Vorstellungen eines Brückenkopfs zwischen Ost und West, auf Vorstellungen eines Knotenpunkts zwischen moderner Urbanität und ländlicher Idylle, auf Vorstellungen von Budapest als Hauptstadt der Kaffeehauskultur und auf Vorstellungen von Budapest als einem Schmelztiegel der magyarischen, deutschen und jüdischen Kulturen.

Kulturelle Ökonomien stehen nicht nur in einem engen Zusammenhang mit bestimmten Orten, diese bilden vielmehr den Möglichkeitshorizont der Ökonomien ab. Sie sind auf spezifische Orte als Träger eines endogenen Potentials angewiesen, und zwar um den kulturellen Produkten jene Geltung zu verschaffen, die aus den Vorstellungen und Traditionen hervorgeht, die mit bestimmten Orten untrennbar verknüpft zu sein scheinen. Dafür ein aktuelles Beispiel: Im Herbst 2004 präsentierte das Pariser Luxushaus Louis Vuitton über die ganze Fensterfront des Berliner KaDeWe an der Tauentzienstraße eine historische Kofferschau. In einem der Schaufenster, die an museale Vitrinen erinnerten, wurde ein aufgeklapptes Kofferfeldbett präsentiert, auf dem ein Werk von Jacques Derrida zur Lektüre bereit lag. Mit diesem enthaltsamen Arrangement, das jede Überladung peinlichst meidet, bezieht sich Vuitton und/oder das Gestaltungsteam vom KaDeWe auf das Bild von Paris als Hauptstadt des eleganten Lebens (*vie élégante*), bei dessen Herstellung die Warengruppe der sog. *Articles de Paris* (auch ‚articles de luxe‘ oder ‚articles de gout‘) seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine zentrale Rolle gespielt hat. Das obige Beispiel macht deutlich, dass Paris ja nicht zuletzt deshalb als mondän

erscheint, weil diese Stadt nicht nur eine ‚haute couture‘, eine mondäne Mode, sondern auch eine ‚haute philosophie‘, eine mondäne Philosophie kennt; anders ausgedrückt: auch die Philosophie bildet hier einen ‚article de luxe‘.⁸ Herkunftsorte werden so zum symbolischen Kapital, zum Ausweis von Authentizität und zu einem *real thing*, wie bei einer Marke, die als *pars pro toto* steht. Beispiele dafür sind sowohl der Hollywoodfilm und die Pariser Haute Couture als auch Wien als Hauptstadt der Musik. In diesen Städten kommt es, wie Allen J. Scott, einer der Hauptvertreter der neuen symbolisch-ökonomischen Geographie hervorhebt, zu einer *Symbiose von Ort, Kultur und Ökonomie*. Dieses erstaunlich starke Bekenntnis zum ökologischen Denken in der Tradition der Chicagoer Soziologie kommt in Zeiten vorgeblicher Ortlosigkeit durch Prozesse der Globalisierung einigermaßen überraschend. Aber Scott betont, dass diese Symbiose gerade im modernen (oder besser: postmodernen) Kapitalismus in neuen Formen wie etwa in den kulturellen Ökonomien bestimmter Schlüsselstädte auf nachdrückliche Weise wieder zutage tritt.⁹ In der prominenten Idee von den Synergieeffekten der Ökonomie ist *in nuce* immer noch der ökologische Gedanke von der Symbiose der Arten, die zwecks Erhaltung ihrer Existenz aufeinander angewiesen sind, eingelassen. Scott spricht stattdessen von „Innovationsketten“, gewissermaßen von einer *Kettenreaktion*, bei der, ausgehend von einem historischen Präzedenzfall, über Weitergabe, Überschuss und Diversifikation ein sich selbst erhaltender Prozess von Wettbewerb und Zusammenarbeit ausgelöst wird.

Dass es auch Metropolen gibt, die der neuen Logik der Mehrwertschöpfung nicht folgen (können), zeigte bei der Tagung Robert Rudolph am Beispiel Moskau. Hier kommt es zu einer Verquerung der Zeiten, zu einem schizoid anmutenden Ineinandergreifen von Postmoderne, Postkommunismus und reanimierten (religiösen) Traditionen. Hypermoderne Architekturprojekte und –visionen stehen gegen die wiedererbaute Erlöserkirche, *corporate architecture* mischt sich mit Kitscharchitekturen der *nouveaux riches*, und Versuche, eine *global city* zu errichten, vermengen sich mit baulichen Repräsentationsformen, die aus dem Fundus des realen Sozialismus schöpfen. Die neuen Diskurse der Stadtentwicklung in Moskau sind eng mit politischen Fragen der nationalen Identität verknüpft. Hierbei lassen sich zwei grundlegende Muster der Selbstreflexion unterscheiden: einerseits die Rolle Moskaus als Mikrokosmos Russlands mit tiefgehenden historischen Wurzeln, andererseits die Einbindung der Stadt in den weltweiten zivilisatorischen Kontext, d.h. die Entwicklung Moskaus zu einer Global City. Die Umsetzung gewaltiger städ-

⁸ Vgl. Rolf Lindner, Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 147 (2003), S.46-53.

⁹ Allen J. Scott, The Cultural Economy of Cities, London 2000, S. 4.

tebaulicher Großprojekte steht in der Moskauer Tradition der Projektion gesellschaftlicher Entwürfe im Städtebau, wobei die die Stadtentwicklung tragenden Ideen auch heute mit Visionen der politischen Machthaber verbunden sind. Sich als glanzvolle Weltstadt zu präsentieren legitimiert viele Großprojekte, die eine starke symbolische Aufladung erfahren. Die Tradition politischer Organisationsformen in Russland, die Rechtsinstitutionen als Herrschaftsinstrumente benutzt, begünstigte während der 1990er Jahre die Festigung paternalistisch orientierter Machtstrukturen in Moskau, die mit starken Eingriffen in die Stadtentwicklung und -gestaltung bis hin zu Detailfragen der Architektur verbunden sind. Andererseits lässt sich seit dem Jahre 2000 an der Peripherie Moskaus das Wachstum von großflächigen ökonomischen Standorten beobachten, die internationalen Vorbildern folgen.

Kulturelle Ökonomien sind - trotz ihrer überwiegenden Fokussierung auf immaterielle Formen der Wertschöpfung und Kapitalakkumulation - nicht bloß abstrakte, von der gelebten Erfahrung abgehobene Verfahren der Produktion und Distribution von Images, Zeichen und Stilen, vielmehr übersetzen sie die physische Ordnung in eine symbolische Ordnung signifikanter Differenzen, die sich zu topographisch distinkten, sinnlich erfahrbaren ‚Geschmackslandschaften‘ verdichten.¹⁰ Mit diesem Begriff sind historisch gewachsene städtische Räume angesprochen, in denen das symbolische Kapital eines Ortes und die durch sie vermittelten Repräsentationen sozialer und ökonomischer Verhältnisse und Unterschiede nicht nur einen singulären kulturräumlichen Ausdruck finden, sondern auch ein spezifisches Flair, eine Aura bzw. ein urbanes Imago ausstrahlen. In Anlehnung an W. J. T. Mitchell¹¹ kann man davon sprechen, dass die Eigentümlichkeit von Geschmackslandschaften daher rührt, dass sie gleichermaßen vorhandene Räume und deren Repräsentationen, Zeichen und zugleich Bezeichnetes, Rahmungen und das Gerahmte sowie reale Orte und deren Inszenierungen sind. Sie sind also nicht nur einfach topographische Ensembles in einem positivistischen Sinn, sondern artikulieren zugleich eine Chiffre, diese Orte wahrzunehmen, zu entziffern und zu nutzen, und sie sind Orte, an denen symbolische Übersetzungen des Sozialen mit konkreten Formen der Vergesellschaftung eine enge Verbindung eingehen.

Der Begriff ‚Geschmackslandschaft‘ verbindet die Dimensionen von Materialität, Räumlichkeit und symbolischer Besetzung und betont zugleich den sozialen Pro-

¹⁰ Wir gehen in unseren Überlegungen selbstverständlich von einem nicht-normativen Begriff von Geschmack aus. Daher kann es auch Geschmackslandschaften geben, die aus der Sicht des „legitimen Geschmacks“ (Bourdieu) ‚geschmacklos‘ sind, *landscapes of tastelessness*. Gerade das macht ja die Idee von dem konfigurativen Charakter von Geschmackslandschaften so produktiv.

¹¹ W. J. T. Mitchell, Introduction, in: W. J. T. Mitchell (Hrsg.), *Power and Landscape*, Chicago 1994, S. 1 – 4.

duktions- und Wechselwirkungszusammenhang kulturgeographischer Formationen. Die Momente von Produktion und Reziprozität bedeuten jedoch nicht, dass Geschmackslandschaften wie die im Prinzip ortlosen ‚Konsumlandschaften‘ (Shopping Malls, Entertainment Parks) intentional hergestellt, von klar identifizierbaren Verwertungs- und Nutzungsinteressen durchdrungen und auf diese Weise unmittelbar sozial und wirtschaftlich codiert sind. Die durch den Begriff ‚Landschaft‘ nahe gelegte Assoziation von ‚Naturprozessen‘ trifft durchaus ein zentrales Element der zugrunde liegenden Entwicklungslogik, nämlich dass sie sich größtenteils ungeplant vollzieht. Diese ‚Naturhaftigkeit‘ des Prozesses, der analytisch an Robert Parks soziologischen Gebrauch der Kategorie der Naturgeschichte (*natural history of...*) erinnert, verweist auf die relativ eigenlogische Entwicklungsdynamik von Geschmackslandschaften, bei der der - zumeist implizit bleibenden - Adäquanzregel (was ist einer Stadt ‚angemessen‘, was ist ‚affin‘) eine zentrale lenkende, weil aus- und einschließende Rolle zukommt. Wir alle kennen das Gefühl, einem unausgesprochenen, den ‚Raum‘ gleichwohl bestimmenden Code nicht Genüge getan zu haben - nichts ist z.B. peinlicher als ‚overdressed‘ zu sein. Ähnliches trifft auch auf die durch historische Sedimentierungen entstandenen, auf stofflichen, stilistischen und symbolischen Affinitäten beruhenden Geschmackslandschaften zu, die wir uns, ähnlich wie ‚Milieus‘, als einbettende, Subjekte wie Objekte platzierende Strukturebenen vorstellen können.¹² Diese platzierende Dynamik lässt sich in Architekturkontroversen nachvollziehen, wenn in öffentlichen Auseinandersetzungen darüber verhandelt wird, ob eine bauliche Intervention in eine bestimmte Stadtlandschaft passt oder nicht. So wurde vor kurzem ein ambitioniertes Hochhausprojekt für Wien Mitte u. a. mit dem Argument zu Fall gebracht, dass ein über 100 Meter hohes Gebäude den seit der Barockzeit konventionalisierten und in einem berühmten Gemälde von Canaletto ikonisierten Blick vom Oberen Belvedere hinunter auf das Stadtzentrum verunmöglichen und daher dem gewachsenen Stadtgefüge völlig widersprechen würde.¹³

Die urbanen Geschmackslandschaften zueignende ‚Naturhaftigkeit‘ übt vielfältige soziale Wirkungen auf deren Nutzer aus. So unterstreichen Geschmackslandschaften des Luxus – wie z.B. das Triangle d’Or in Paris mit seiner aus dem 19. Jahrhundert stammenden Tradition gediegener Warensortiments und ausgewählter Kundschaft - bestimmte Aspekte der urbanen Realität, während sie andere aus-

¹² Die Verwandtschaft des hier vorgestellten Begriffs der ‚Landschaft‘ mit dem des ‚Milieus‘ wäre noch näher zu explizieren. Wie letzterer betont auch ersterer die Raumgebundenheit sozialer, kultureller und ökonomischer Prozesse. Vgl. zur avancierten Milieuforschung Ulf Matthiesen, Milieus in Transformationen. Positionen und Anschlüsse, in: Ulf Matthiesen (Hrsg.), Die Räume der Milieus, Berlin 1998, S.17-79.

¹³ Vgl. dazu Dietmar Steiner, Unterm Quargelsturz, in: Profil Nr. 10/2002.

blenden. Sie zeigen, was chic und angesagt oder zeitlos elegant ist, und ziehen damit eine bestimmte Klientel an. Die dadurch erzeugte Aura des Besonderen macht ‚normale‘ Nutzer entweder zu fluiden ‚Voyeuren‘ oder hält sie von vornherein auf Distanz. Diese Segregationsfunktion ist aber keineswegs auf den Ort des Geschehens beschränkt, sondern ‚filtert‘, indem sie die Folge eines städtischen Habitus ist, über große Entfernungen. Einerseits ruft sie betuchte Touristen und Konsumenten von weit her auf den Plan und andererseits hält sie bestimmte Gruppen von Stadtbewohner durch unsichtbare Grenzziehungen in den ihnen zugewiesenen Arealen fest. Geschmackslandschaften des Mondänen und Raffinierten, die die Mode ebenso wie die Philosophie (Vuitton *und* Derrida) einschließen, rufen spezifische Blicke auf die urbane Topographie hervor - es sind Blicke, die die Welt des Luxus als ebenso selbstverständlich wie legitim bestätigen und auf diese Weise die Repräsentation einer Stadt und ihren Habitus prägen. Die Funktion luxuriös codierter Kulturgeographien ist die eines sozialen Relais, das auf der Ebene urbaner Mobilität Nutzerströme steuert und auf der Ebene der Repräsentation bestimmte Aspekte der Stadtkultur als gleichsam immer schon da gewesene Entitäten hervorhebt, während andere in den Hintergrund treten. Solche ‚Landschaften‘ sind somit nicht als beliebige ‚Texte‘ lesbar, sondern das Spektrum möglicher Lesarten ist von vornherein sozial und kulturell begrenzt. Ihre Interpretation und ihre Pragmatik von Aneignung und Nutzung sind sozusagen von ihrer ‚Naturgeschichte‘ bestimmt.

Urbane Geschmackslandschaften entfalten ihre Wirkung aber nicht nur mit der speziellen Codierung von Luxus und Raffinement, sie können ihre eigentümliche Dynamik von Zeichensetzung, Wahrnehmung, Interpretation und Gebrauch ebenso für breitere Konsumenten- und Besucherschichten entfalten. Populäre Orte des Vergnügens wie z.B. der Wiener Prater ziehen ihr Publikum nicht einfach deshalb an, weil sie billige Unterhaltungsangebote für jedermann und jederfrau offerieren, sondern sie machen auch eine über Generationen vermittelte Kultur der Zerstreuung als Memoria und Nostalgie erlebbar, die dem Ort seine unverwechselbare Note gibt. Dies unterscheidet solche Vergnügungslandschaften von generalstabsmäßig in den Stadtkörper implantierten ‚Themenparks‘, die zwar ‚Geschichte‘ inszenieren, aber die Patina realer Geschichte nicht zu vermitteln vermögen. Geschmackslandschaften haben im Gegensatz zu intentional erzeugten Topographien von Freizeit und Konsum eine Tiefendimension, die sich aus über einen langen Zeitraum akkumulierten und sedimentierten Zuschreibungen, kollektiven Erinnerungen, Neigungen und Vorlieben herstellt.

Mit dem heuristischen Begriff der Geschmackslandschaften sind Konfigurationen von kulturellen Codierungen, sozialen Praktiken und topographischen Besonderheiten gemeint, in denen das symbolische Kapital des Ortes, d.h. eine singu-

läre Koppelung von materieller und zeichenhafter Kultur, von ästhetischen Präferenzen und stilistischen Konventionen vergegenständlicht und verräumlicht ist. Auch wenn ihre akribische Archäologie ein komplexes Netz von Herrschafts- und Kapitalinteressen und deren Maskierungen und symbolischen Verschiebungen zutage fördern würde, so sind ihre aktuellen Wirkungen im kulturellen Gefüge einer Stadt doch darauf nicht eindeutig rückführbar. Vielmehr sind es die Myriaden nicht intendierter Folgen ursprünglicher Einschreibungen, Interessenskonstellationen und Widmungen, die den Geschmackslandschaften eine originäre Dynamik verleihen. In der kulturellen Stereotypik der Metropolen – Los Angeles als Stadt des Glamour, Paris als Stadt des Raffinement, Wien als Stadt der leichten Muse – treten die auf diese Weise zustande gekommenen Konfigurationen als *caricatura*, als Überzeichnung der städtischen Geschmackslandschaft zutage. In ihrer materiellen Dimension werden diese Konturierungen jedoch durch die ‚Anlagerung‘ von Gewerbebetrieben und Dienstleistungsunternehmen nach dem Synergieprinzip und der Ausweitung der Produktpalette qua Diversifikation verfestigt und verstetigt. Geschmackslandschaften sind also nicht per Plan kreierbar und auf Dauer zu stellen, ihre Logik folgt nicht abstrakt festlegbaren Verwertungskriterien, und ihre Herstellung wie auch ihre milieuanalogen Wirkungen ergeben sich nicht aufgrund beliebig steuerbarer Variablen. Sie sind zwar distinkte Artefakte und Ensembles, aber ihre Entstehung und Ausformung erfolgt oftmals hinter dem Rücken derer, die ihre ökonomischen und sonstigen Interessen verfolgen. Dies heißt jedoch nicht, dass ihre Entwicklungslogik einem reinen Zufallsprinzip geschuldet ist. Vielmehr produzieren die Wechselwirkungen von ökonomischen Besonderheiten und dazu passenden Konventionen, Routinen und Dispositionen, also deren kulturelle ‚Übersetzungen‘, eine spezifische Charakteristik des Ortes, der ihn und seine Produkte für die einen attraktiv und für die anderen unattraktiv macht. Man kann daher auch von einer Wahlverwandtschaft zwischen Städten bzw. Stadtlandschaften und ihren (prospektiven) Nutzern (Konsumenten, Investoren, Besuchern) sprechen.¹⁴ Die Globalisierung tut dieser Kulturalisierung der Geographie keinen Abbruch, vielmehr ist anzunehmen, dass die ‚Erdungen‘ und die Ausdifferenzierungen kultureller Ökonomien in städtischen Geschmackslandschaften die konstitutive Rolle des Raumes verstärken und entlang seiner symbolischen Dimensionen die Diversifikation von Produktion und Konsum sowie die Konzentration und Spezialisierung von Wertschöpfungsprozessen befördern wird.

¹⁴ Lindner, *Habitus*.

Prof. Dr. Rolf Lindner, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin, E-mail: rolf.lindner@rz.hu-berlin.de

Dr. Lutz Musner, stellvertretender Direktor und Programmleiter des IFK Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften, Wien, E-mail: musner@ifk.ac.at.

A Splintered Icon The Tensions of Politics, Ideology and Representation in Early Republican Ankara

Ankara rose to prominence in the aftermath of the Ottoman defeat in World War I, when much of the Empire—including Istanbul, its capital—came under occupation by the Allies. Throughout 1920, renegade nationalists, who rejected the harsh terms of the truce, gathered in Ankara, which they then used as a base to stage an all-out Independence War between 1920 and 1922. At the urging of the local notables, Ankara's townsfolk threw their lot with the nationalists, providing indispensable material, monetary, and moral support for the war effort. Upon victory, rather than returning to Istanbul and restoring the Empire, the nationalists proclaimed Ankara as their new capital, founded a republic, and embarked upon a course of sweeping reforms designed to reinvent Turkey as a modern nation-state.

Beyond a mere change of address for the seat of power, the nationalists regarded the building of a new capital as the perfect opportunity for inscribing the structural transformation of the state into the physical landscape. They envisioned Ankara as a model site where the socio-spatial practices of a new and progressive way of life could be put into practice and an alternative political consciousness could flourish: Ankara was Turkey's window to the world, showcasing the country's grand transformation from an Empire into a modern nation-state. Hence during the early years of the Republic, images of Ankara's rapid growth, its new architecture, and its thoroughly 'modernized' citizens and their activities were disseminated nationally. Since the making of the new capital and the building of the nation-state were so closely associated, images of the former undertaking were frequently used as concrete 'evidence' of the fulfillment of the latter.

Nevertheless, far from forming a unified and coherent body of iconography, these images bore highly ambivalent messages about the making of Turkey's new capital. In this article, by re-drawing often overlooked connections between political and iconographic representation, I examine how Ankara's urban fabric and the meanings associated with its imagery were splintered. I argue that inherent tensions between the imperative of modernization, patriotic nationalism, and personal interests spawned parallel yet irreconcilable conceptions of the city.

An Invisible City

As Yakup Kadri, a prominent member of the nationalist intelligentsia, recalled: „Especially after the occupation of Istanbul in March 1920, Ankara had acquired a mysterious magnetism.“¹ Like a secret password toward freedom and redemption, when uttered, Ankara’s name lit people’s eyes with hope and anticipation. (...) Ankara, the ideal, loomed in their imagination like a promised destination as if shrouded in mystery.“² Without a doubt, the most indelible memory etched into the minds of the nationalists who came to Ankara in the 1920’s was the striking view of the Citadel perched on a promontory hovering over the vast Central Anatolian plains. This image became so closely identified with the nationalist cause that it came to be widely seen as the physical vessel of one of modern Turkey’s most pervasive foundation myths. Thus in the early years of the Republic, the image of Ankara’s Citadel circulated nationally in banknotes, commemorative medals, posters, school textbooks, and the commercial logos of Ankara’s prominent new businesses.



Abb. 1: A city poster drawn by İhâp Hulusî, the leading graphic artist of the early years of the republic.

¹ Yakup Kadri Karaosmanoglu, *Ankara*, Istanbul 1991, S. 26-27.

² Karaosmanoglu, *Ankara*, S. 27.

Noticeably, in all of these images, the urban fabric in and around the Citadel was edited out. In contrast to these depictions, which featured it standing alone amidst the desolate landscape, the Citadel was home to several densely packed neighborhoods both inside its walls and on its foothills.



Abb. 2: The densely packed neighborhoods seen from the same angle as Hulusi's poster.

The selective omission of the built fabric in and around the Citadel highlighted its monumental qualities while downplaying the urban life it engendered. Although it is common to take some artistic license streamlining images, stylizing objects, simplifying or eliminating details, and conjecturing impossible views especially in logos and posters, the imagery that excluded Ankara's urban fabric, was also accompanied by a constant and ubiquitous rhetoric, which reinforced the misleading notion that the new capital was built from scratch. For example, not only was the image of Ankara's urban fabric that preceded its promotion to national capital left out of school textbooks, but students were also expected to memorize and recite the verses of the Ankara March, which similarly claimed Ankara had come into being with the Republic:

„May unruly heads raised against you be subdued
May with you Turkish might overcome all odds
The first city forged out of nothing that you are
May your stones and your grounds live long Ankara!“³

The separation of the Citadel from its urban context in these representations implies fractures in the way Ankara was conceptualized by different constituencies in the early years of the Republic. Identifying these exclusions opens up intriguing paths of inquiry, which I explore in this paper.

The Making of ‚Old Ankara‘ and ‚New Ankara‘

Romance with the idea of Ankara as a mythical place faded once the nationalists moved there. Their enthusiasm was quickly dampened by the less than ideal conditions of every day life in Ankara. Having seen more than its share of natural disasters, economic decline, and wars for over a century, much like the rest of the Ottoman Empire, the town was quite impoverished and dilapidated. As journalist-author Vala Nureddin put it: „Ankara’s lack of charm was beyond description.“ Moreover, the nationalists and Ankara’s natives had little, if any, cultural affinity with one another. The nationalists sought recognition for what they viewed as their superior skills and more refined tastes as well as an appreciation of the heroic mission they had embarked upon. But such distinctions carried little meaning for their local counterparts. Ankara’s natives, in turn, found the sudden influx of strangers rather disruptive and referred to the ‚clean-shaven, shirt-wearing‘ new comers as ‚yaban‘ (foreign), and were reserved, if not apprehensive, in their interactions with them. As Vala Nureddin wrote:

„One could distinguish the newcomers from the locals anywhere, anytime. The two crowds stood apart like oil and vinegar. On the one hand, the newcomers wanted to rise to the top like oil. On the other, the natives were as sour as vinegar toward them.“⁴

Both sides held off on acting on their disagreements since they considered the arrangement temporary. After the war, however, the conflicts that had been brewing under the surface began to crop up. The locals had mixed feelings about the nationalist bid for power and decision to stay in Ankara. As the denizens of a

³ Bircuna göz diken dik baslar insin
Türk gücü orada her zoru yensin
Yoktan varedilmis ilk sehir sensin
Varolsun topragin tasin Ankara.

⁴ Vala Nureddin, quoted by Önder Senyapili, Ankara ’70, in: Mimarlik, 3/1970, S. 30.

small and impoverished town, they were proud of their contribution to winning the war and hoped to benefit from the change, but they also knew that, as a consequence, their town was no longer theirs alone.

Ankara's inland location made it more impregnable than Istanbul and allowed the nationalists to distance themselves effectively from the long standing power networks of the former Ottoman capital. But the nationalists rather chose to highlight the moral dimension of their choice to relocate: they identified Ankara with the virtues of the Republic and the modernization project they aimed to realize. To them, Istanbul represented all the shortcomings of the Ottoman government and culture, its corruption, its backwardness, its lack of purpose. In Istanbul the interests of a privileged few overrode those of the nation; foreign powers exercised undue influence on national affairs; and those who ruled the country were out of touch with the needs, desires, and suffering of those whom they ruled. In contrast, Ankara was downright in the heartland and immune to foreign influence. In Ankara the leaders would live close to the people and share the same fate with them. The nationalists openly took pride in renouncing Istanbul's urban comforts and pledged to „wear Ankara's dust and dirt on their sweaty foreheads as a badge of honor.“⁵ Finally, they regarded Ankara as a blank slate: a small town confined to a limited area and surrounded by large undeveloped swaths of land. Unlike Istanbul, Ankara had very few Ottoman landmarks, and thus could be shaped anew in the image of the modern Republic.

Although Turkey's leaders wanted to build a modern city as sophisticated as its European counterparts, they lacked the expertise and the means necessary to realize this vision. Moreover, they were pressed by the urgent need to provide institutional buildings to accommodate the government seat and respond to the housing needs of a fast growing population. While they vacillated between various alternatives, slums, squatters, speculative land deals, and unsupervised construction projects proliferated all over town.⁶ Eventually, in 1928, to reign in the haphazard growth, the government organized a competition and selected Professor Herman Jansen of Berlin to draw up a master plan for Ankara.

Jansen introduced modern principles of urbanism, which were quite different from Ankara's established settlement patterns. First, he prescribed a change in scale and new paths of movement through the city. Pre-republican Ankara had narrow and irregular streets, while the newly planned parts of the city had a regular

⁵ TBMM Zabıt Ceridesi 2. Devre, 1. Sene Cilt 2 [Session Transcripts of the Turkish Grand National Assembly, 2nd Assembly, 1st session, Vol. 2], S. 666-670, hier S. 668.

⁶ One rejected alternative was the 1925 master plan commissioned to Carl Lörcher. This plan and its demise is detailed by Ali Cengizkan, *Ankara'nın İlk Planı / 1924-1925 Lörcher Planı*, Ankara 2004. I also discuss this in relation to the internecine battles of the republican elite in my forthcoming book.

geometry, bigger lots and wider streets. Rather than conforming to the topography, the new layout imposed a comprehensive preconceived pattern of paths and nodes that highlighted the monuments of the new capital. Second, Jansen instituted the concept of zoning: he grouped similar land uses together and proposed wide green-belts as buffers between them.⁷

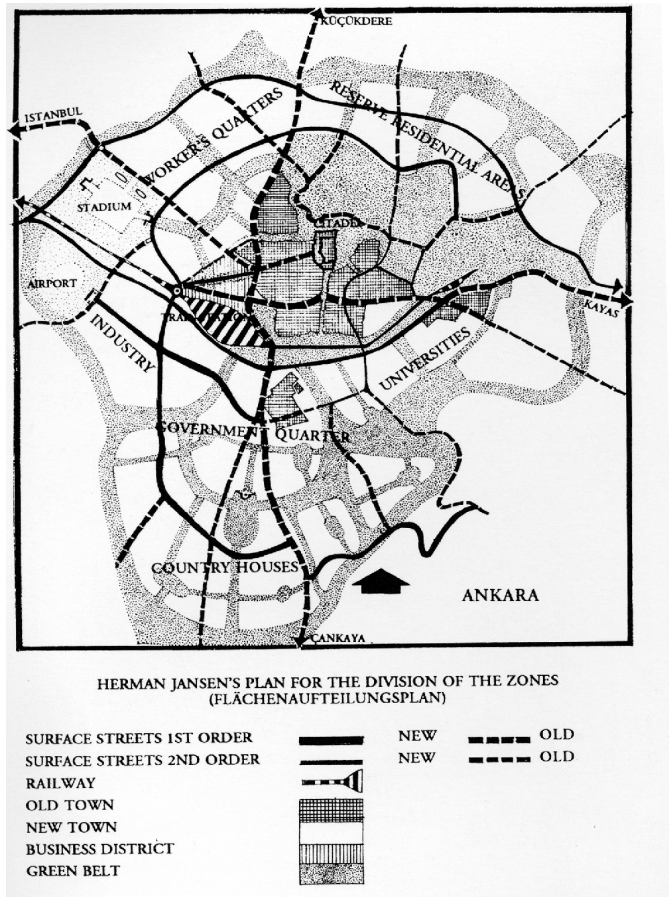


Abb. 3: Hermann Jansen's proposed zoning for Ankara.

⁷ Zeynep Kezer, Contesting Urban Space in Early Republican Ankara, *Journal of Architectural Education* 52:1 /1998, S. 13.

These ideas were antithetical to the spatial logic of the existing city. Jansen sought to override this contradiction by subordinating the Citadel and its environs to his scheme, and assigning them a single land use. However, unlike the single use zones around them, the Citadel and its environs comprised a fully functional city integrating multiple uses in a compact area. Its fine texture of mixed uses spilled unto each other. Religious buildings, commercial structures, small workshops and neighborhood stores intermingled with residential uses without clear demarcations. Jansen's decision to reduce this area to just another single-function zone implied that he had assigned the 'Old town' as a whole the exclusive function of 'being historic'. He stipulated this would protect the old town from speculative pressures. The image of 'Old Ankara' was fused with the Republic's foundation myths, and should therefore be carefully preserved in the nation's collective memory. Thus he plotted the new Ankara to „blossom around its Citadel, which will be an eternal monument under the radiant blue skies.“⁸ However, the network of roads and railroads proposed to protect the 'Old Ankara' from the encroachments of development, effectively severed its connections to the rest of the growing capital, isolating it as though it were an island. The greenbelts, road schemes, and the 'necklace of seven squares' around it, offered vantage points from which to contemplate the Citadel at a distance, conferring it an object-like rather than a lived-in quality—much like its abstract iconographic representations. Designating 'Old Ankara' as a picturesque still-life or a revered—but hollowed out—monument belied its vitality as an active urban environment which continued to house more than half of the city's population and commercial establishments.

Out of sight - out of mind

Jansen's ideas dovetailed all too conveniently with the nationalists' agenda. As a discursive strategy to validate their embrace of modernity, the nationalists had been pitting the Republican reforms against the legacy of the Empire in comparisons that consistently favored the former. Their rhetoric approvingly associated the Republic with modernity, progress, and dynamism, suggesting, in contrast, that the Empire was backward, reactionary, and stagnant. The ubiquitous deployment of visual comparisons between the 'old' and the 'new' further reinforced this message by rendering it concrete. The juxtaposition of the 'Old Ankara' with the 'New Ankara' conformed squarely with these binary comparisons. The 'Old Ankara' with its unequivocally pre-modern spatial order, was the perfect foil to set off the modernity of the new, highlighting Turkey's grand transformation spearheaded by

⁸ Hermann Jansen, *Ankara İli İmar Planı*, Istanbul 1937, S. 7.

the Republican administration. Designating the old town as a self-contained single use zone, and framing it as a timeless still-life implied it was a relic of the past that, no matter how honorable, had to be left behind if the goal of modernization was to be achieved.

More importantly, the nationalists' stated commitment to modernization masked their less lofty pursuits for controlling the future development of the city—and Jansen became an unwitting instrument in this process. The promoters of new development to the south claimed retrofitting the old town would cost more than laying out a new town outside the bounds of the existing one because the old town was physically too congested and posed logistical difficulties for implementing a wholesale urban design. They further argued that creating new spaces was crucial for showcasing the Republic's achievements in the fullest. While there was some truth to these assertions, nobody had done a study to compare the feasibility of either option. What everybody knew, however, was that the city's new elite stood to make substantial personal gains from prioritizing development outside the old town.

A series of legal and institutional provisions introduced shortly after the relocation of the capital facilitated pushing the new development outside the existing town. When they established the new Ankara Municipality in 1924, the nationalists modeled it closely after that of Istanbul, but made two crucial amendments. Istanbul's municipal bylaws required that those running for city council positions and those who elected them be property owners and taxpayers within city limits. In Ankara, these requirements were foregone. Also, in Ankara, the appointment of the city council and the mayor were relegated to the Interior Ministry, a policy which subordinated local government decisions to the priorities of the national government. This arrangement empowered the newcomers over the natives, rendering the latter legally silent. With the support of the state, it allowed the new elite to create a separate platform for decision-making, rather than having to permeate and compete with the intricacies of an existing city, its patterns of land use, land ownership and the social hierarchies associated with these. Such measures had ostensibly been taken to expedite development as the new capital had urgent needs. However, their real effect was to exclude the locals from the circuitry of power, while opening the city government to unencumbered corruption at the hands of the transplanted elite.

The republican elite's actions effectively splintered the meanings associated with the Citadel and its environs. On the one hand, the Citadel's distinctive silhouette continued to be one of the most revered symbols of the Independence Struggle and was, therefore, capable of invoking collective memories that were crucial for

sustaining national unity. On the other hand, in its current state of disrepair ,old Ankara' was an embodiment of backwardness against which the modernity of the new Ankara and, by implication, the achievements of the Republic could be appreciated. Implicit in this narrative was a temporal logic that, by definition, pushed ,old Ankara' outside the historical present, relegating it to a permanently anterior time and conferring a temporal dimension to the geographical separation between the two Ankaras. Hence, while Turkey's new leaders had moved to Ankara to be physically closer to their constituency, they had maintained their distance discursively. The locals' exclusion from political representation coincided with their elimination from the verbal and visual representations of the city. The omission of the urban fabric in and around the citadel in Early Republican iconography was not simply a case of artistic license, but a deliberate political statement that reinforced the myth that Ankara was built from scratch by the founders of the Republic. In so far as it excluded those who were denied political representation, the iconography of Early Republican Ankara also became a representation of its politics.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Burçak Evren, 20'li Yıllarin Bozkir Kasabasi: Ankara, Istanbul 1998, S. 259.

Abb. 2: Türk Tarih Kurumu Arsivi [Archive of the Turkish Historical Society].

Abb. 3: Plan redrawn by the author from Jansen's 1928 competition entry.

Zeynep Kezer, PhD, M. Arch., Assistant Professor of Architecture, University of Nebraska-Lincoln, E-mail: zkezer2@unl.edu

Abriss Ost

„Es gibt kaum ein Thema der Stadterneuerung, das so stark ideologisiert wurde wie die Entwicklung der Plattenbaustandorte in Ostdeutschland (...)“ - so die einleitenden Worte von Alice Kahl in ihrer Langzeitstudie ‚Erlebnis Plattenbau‘.¹ Ich möchte in meinem Beitrag argumentieren, dass diese Ideologisierung in den letzten Jahren in eine neue Phase getreten ist, und zwar in eine Phase, die im Zuge der Diskussion um schrumpfende Städte und Wohnungsleerstand die Zuschreibungen auf diese Bausubstanz soweit zuspitzt, dass sie als historische wie auch städtebauliche Fehler insgesamt zur Disposition stehen. Dabei beziehe ich mich auf eine Fallstudie zum Stadtentwicklungsdiskurs der Stadt Chemnitz sowie auf die Beobachtung der überregionalen Medienberichterstattung zum Thema.

Berichterstattung zum Wohnungsleerstand

Der Bericht der Kommission ‚Wohnungswirtschaftlicher Strukturwandel in den neuen Bundesländern‘², die von der Bundesregierung eingerichtet wurde, um Strategien für den zunehmenden Wohnungsleerstand in Ostdeutschland zu entwickeln, brachte im November 2000 die Zahl von einer Million leer stehender Wohnungen in Ostdeutschland auf den Tisch und empfahl unter anderem die Subventionierung von Abriss. Obwohl die meisten Leerstände zum Zeitpunkt des Berichts die Altbausubstanz der Innenstädte betrafen, und obwohl die Analysen zeigten, dass die Abwanderung in den Westen zwar relevant, aber nur zu einigen Teilen für den Bevölkerungsrückgang in ostdeutschen Städten verantwortlich ist³, wurde das Thema Wohnungsleerstand in den überregionalen Medien als Thema von überflüssigen Plattenbauten und nach Westen abwandernden Menschen behandelt. Graphiken zeigen ein zweifarbiges Deutschland mit dicken Pfeilen von Ost nach West, kombiniert mit Bildern leer stehender Plattenbauten.⁴

¹ Alice Kahl, *Erlebnis Plattenbau. Eine Langzeitstudie*, Opladen 2003, S. 11.

² Ulrich Pfeiffer/Harald Simons/Lucas Porsch, *Wohnungswirtschaftlicher Strukturwandel in den neuen Bundesländern. Bericht der Kommission*, Stuttgart 2001.

³ Pfeiffer/Simons/ Porsch, *Strukturwandel*.

⁴ Vgl. *Welt am Sonntag* Nr. 51/2001 oder *Fokus* Nr. 1/2004, S. 33.

Bereits im September 2000 veröffentlichte die Wochenzeitung DIE ZEIT ein Dossier mit dem Titel ‚Unternehmen Abriss Ost‘.⁵ In den folgenden Monaten erschienen zahlreiche ähnliche Artikel in den überregionalen Medien, die immer wieder nach demselben Strickmuster gebaut wurden: Die Nachricht, dass in den neuen Bundesländern massenhaft Wohnungen leer stehen, wurde vermittelt über Beiträge, die die letzten Bewohner von Plattenbauten portraitierten und/oder Menschen begleiteten, die wegziehen, vorzugsweise in den Westen der Republik. Die Texte beschreiben die Großwohnsiedlungen als Hinterlassenschaft des DDR-Regimes, als Vorzeigeprojekt des Sozialismus, gedacht für die Vorzeigesubjekte des Sozialismus. Die Personen werden als Lieblingskinder der sozialistischen Gesellschaft gezeigt: Vorarbeiter, Meisterinnen, Genossen.⁶ Auch noch 2003 beginnt ein Artikel in DIE ZEIT mit der Geschichte eines ehemaligen Gewerkschaftsfunktionärs, der unbeirrt an der Vergangenheit festhält: „Der neue Mensch heißt Siegfried Hecker und ist 84 Jahre alt. Die Gegenwart, in der er lebt, dürfte es eigentlich gar nicht geben. Seit 1977 wohnt er in der Stadt der Zukunft, erbaut für den neuen, den sozialistischen Menschen, aber irgendwann fiel die gesamte Stadt, mit allem, was darin war, in die kapitalistische Vergangenheit zurück.“⁷

Plattenbausiedlungen als Müll der Geschichte

Nun, da zuviel Wohnraum vorhanden ist, wird deutlich, was man für überflüssig hält: die Großwohnsiedlungen. Sie werden umgedeutet zum Müll der Geschichte, und zwar in zweifacher Hinsicht: Erstens werden sie beschrieben als Repräsentanten eines historisch unterlegenen Gesellschaftssystems, aus dem ‚wegzieht, wer kann‘. In dieser Lesart bleibt an diesen Orten übrig, was sich nicht bewegt oder nicht bewegen lässt: die Immobilien und die nicht mobilen Menschen, die sich nicht an die neue Gesellschaft anpassen, die die Zeichen der Zeit nicht erkennen können oder wollen. Metaphern werden benutzt, um die Parallelen zu unterstreichen: Der Mann einer Bewohnerin verließ sie wegen einer anderen: „Die sah aus wie ein Audi, ich nur wie ein Trabi.“⁸ Die gebaute Struktur wie auch die Bewohner erscheinen als Dinosaurier der Geschichte, die nicht mehr in die Zeit passen. Sie werden zusammen abgewertet, die Innensicht der Bewohner wird für nicht gültig erklärt: „Doch zwischen Heimatgefühlen eines Menschen und allgemeinen Ansichten von Schönheit besteht keinerlei Zusammenhang.“⁹

⁵ DIE ZEIT Nr. 40/2000, S. 13- 19.

⁶ Vgl. unter anderem: DIE ZEIT Nr. 40/2000, S. 13-19, Der Spiegel Nr. 41/2000, S. 88/89.

⁷ DIE ZEIT Nr.30/2003, Rubrik Leben.

⁸ Der Spiegel Nr. 41/2000, S. 89.

⁹ WAZ vom 13.4.2002, Beilage Wochenende, Titelseite.

Zweitens wird die Abwertung unterstützt durch die Übertragung der westdeutschen bzw. westlichen Erfahrung mit Großwohnsiedlungen. Dabei sind zwei Punkte wesentlich: Das eine ist die ästhetische Abwertung der Großwohnsiedlungen als „seelenlose Moderne“¹⁰, als monotone, hässliche graue Konglomerate, bei denen heute kaum noch nachvollziehbar erscheint, dass man sich nicht schämte, sie zu bauen. Das andere ist die der Nachprüfung voraussetzende Annahme, dass Großwohnsiedlungen eine bestimmte Bewohnerstruktur aufweisen, nämlich soziale Brennpunkte sind, wie dies aus den westeuropäischen oder amerikanischen Großwohnsiedlungen bekannt ist.¹¹ Ein westdeutscher Journalist schreibt über die Großwohnsiedlung ‚Fritz Heckert‘ in Chemnitz: „46.000 Menschen leben hier noch, nach Augenschein darunter viele Mühselige und Beladene, die Gewürgten, die Untüchtigen und die nicht mehr werktätigen Massen. In Hochhäusern, deren Schatten alles verdunkeln.“¹²

Dieses Deutungsmuster wird nicht nur von den Medien vertreten, sondern seine Verbreitung reicht auch von Wissenschaftlern und Entscheidungsträgern über Teile der Zivilgesellschaft und Bewohner anderer Stadtgebiete bis in das Selbstbild der Bewohner, wie an den oben angeführten Zitaten ersichtlich wurde. Die einzigen Vertreter einer – öffentlichen – Gegenposition zu diesem die Stadtentwicklung bestimmenden Deutungsmuster sind die Bürger- und Mieterinitiativen aus den entsprechenden Stadtteilen sowie einige wenige Wissenschaftler, Architekten und andere Praktiker, die Großwohnsiedlungen unter anderem aus ökologischer Sicht für ihre Baudichte schätzen oder einen sehr differenzierten Umgang mit der DDR-Geschichte pflegen. Diesen mit nur geringer struktureller Macht ausgestatteten Gegenrednern steht jedoch eine breite Front des gesellschaftlichen Konsenses gegenüber.

Plattenbauten als Opponenten der Gründerzeit

In vielen Beiträgen der Medien werden den leeren, verfallenden Plattenbauten die sanierten schicken Altbauten gegenübergestellt. Andere Bausubstanzen wie der Wohnungsbau der Weimarer oder der frühen Nachkriegszeit werden ausgeblendet. Den leeren, rostenden Klingelschildern an Plattenbauten werden polierte, volle Klingelschilder an Altbauten entgegengesetzt.¹³ Die Opponenten Gründerzeit und Plattenbau repräsentieren dabei – so meine Interpretation – unterschiedliche gesell-

¹⁰ WAZ, 13.4.2002.

¹¹ Vgl. Kahl sowie Werner Rietdorf (Hrsg.), *Weiter wohnen in der Platte. Probleme der Weiterentwicklung großer Neubauwohngebiete in den neuen Bundesländern*, Berlin 1997.

¹² WAZ, 13.4.2002.

¹³ WAZ, 13.4.2002.

schaftliche Entwicklungsmodelle. Während die Platte für die überkommene DDR-Gesellschaft und für die ‚seelenlose Moderne‘ der 60er und 70er Jahre steht, für Standardisierung, Masse und Normierung, und noch dazu für soziale Randgruppen, Armut und Kriminalität, also für überholte Geschichte und für zu behebende Zustände der Gesellschaft, steht die Gründerzeit für Ästhetik, Individualität, Kultur und für (Bildungs-)bürgertum, für das kreative Milieu. Ihrer baulichen Substanz wird identifikationsstiftendes Potential zugeschrieben, sie verdient das Prädikat ‚historische Bausubstanz‘. Damit steht sie für Erhaltenswertes und zu Förderndes. Die großen Neubaugebiete, in ihrer Entstehung ideologisch als zukunftsweisend aufgeladen – gelten dagegen als überkommener Müll der Geschichte.

Gesellschaftlicher Hintergrund ästhetischer Urteile

Der Soziologe Detlef Ipsen bezieht mit seinem Konzept der Raumbilder solche Bewertungen baulicher Strukturen auf die gesellschaftliche Entwicklung. Ipsen charakterisiert Raumbilder als „Ablagerungen und Transformationen kollektiver Erfahrungen, Deutungen und Bewältigungsmuster“.¹⁴ Diese sind vorbewusst, aber sie strukturieren das ästhetische Urteil. Historisch sei zu beobachten, dass Räume einem Prozess von Auf- und Abwertung unterliegen. Ein positives Raumbild trägt utopische Energie, seine Zeichenkomplexe symbolisieren ein aufstrebendes Entwicklungskonzept, z.B. Manchester in der Zeit der Industrialisierung oder Silicon Valley am Ende des 20. Jahrhunderts. Ein Raumbild entsteht, indem eine bestimmte soziale Gruppe, die sich mit einem Entwicklungsprozess identifiziert, neue Zeichen setzt oder vorhandene Raumzeichen aufwertet. Sie werden zu den Trägern, zu den Pionieren eines neuen Raumbildes. Setzt sich die von ihnen verkörperte gesellschaftliche Entwicklung durch, wird das Raumbild später von breiteren Schichten übernommen, die sich mit dem Entwicklungsprozess identifizieren wollen. Die Formen des Raumbildes wiederholen sich bald überall und dienen als Zeichen der Teilnahme an dem jeweiligen historischen Entwicklungsmodell. Ändern sich die Vorstellungen von Entwicklung, ändert sich auch die Bewertung des Raumes, er wird verwertet, abgewertet, schließlich vernutzt und von den Schichten verlassen, die sich an einem anderen Entwicklungsmodell orientieren. Der Raum wird subjektiv entleert und zieht Restnutzungen an, bis der Müll alter Raumbilder wieder von Pionieren neuer Raumbilder – einer neuen Avantgarde – mit ihren neuen Entwicklungskonzepten entdeckt, umgedeutet, rekonstruiert und

¹⁴ Detlef Ipsen, Raumbilder. Zum Verhältnis des ökonomischen und kulturellen Raumes, in: Hartmut Häußermann u.a. (Hrsg.), Stadt und Raum. Soziologische Analysen, Paffenhofen 1991, S. 117-156, hier S. 128.

verändert wird.¹⁵

Ästhetische Bewertungen unterliegen somit historischen Veränderungen und sind sowohl an gesellschaftliche Entwicklungskonzepte als auch an entsprechende soziale Gruppen gekoppelt, die jeweils die aufstrebenden bzw. hegemonialen Entwicklungskonzepte vertreten. Die Abwertung der Plattenbaugebiete ist mit Ipsens Begriffen in wenigen Zügen theoretisch zu erläutern. Wenn man von einem Raumbild der sozialistischen Moderne sprechen kann bzw. konnte, so waren die großen Neubaugebiete charakteristische Raumzeichen eines solchen Raumbildes. Sie wurden von der dominierenden, nämlich herrschenden sozialen Gruppe entworfen, mit Entwicklungskonzepten und Utopien diskursiv aufgeladen und im Raum verankert. Ihre Anerkennung sank mit der Destabilisierung des Entwicklungsmodells und schlug mit dem Systemwechsel in eine Abwertung um. Der „Müll“ der ehemaligen DDR-Gesellschaft – die Gründerzeit – wurde dagegen von aufstrebenden sozialen Gruppen in Besitz genommen und aufgewertet. Es entwickelte sich in kurzer Zeit ein hegemonialer Diskurs, der mit den zur Verfügung stehenden Erfahrungen, Handlungsmöglichkeiten und Argumenten das alte Raumbild sozialistischer Moderne zu überwinden sucht. Stattdessen werden neue Raumzeichen implementiert (z.B. Neubau der Chemnitzer City) und alte aufgewertet (z.B. Altbausanierung), die den aktuellen Entwicklungskonzepten entsprechen.

Durch den massenhaften Leerstand in vielen Städten kommt nun eine weitere Handlungsoption hinzu: Abriss Ost. Heute gibt es jedoch auch wieder Künstler, die Interesse am Müll der Geschichte bekunden und anfangen, die leer stehenden Plattenbauten in Besitz zu nehmen und für ihre Zwecke umzugestalten.¹⁶ Vorauszusagen, wohin diese Reise geht, falls sie geht, grenzt allerdings noch an Spekulation.

Katrin Grossmann, Doktorandin, Institut für Soziologie der Philipps-Universität Marburg, E-mail: katrin.grossmann@phil.tu-chemnitz.de

¹⁵ Ipsen. Raumbilder, S. 146.

¹⁶ Vgl. u.a. www.shrinking.cities.de sowie Axel Watzke/Christian Lagé/Steffen Schuhmann (Hrsg.), *Dostoprimschatjelnosti*, Hamburg 2003.

Stadt und Raum in Douala, Kamerun Zum Einfluss europäischer kolonialer Stadtbilder auf afrikanische Städte

Die Entwicklung vieler Städte auf dem schwarzafrikanischen Kontinent wurde durch die europäische Präsenz nachhaltig beeinflusst. Durch den Kontakt mit den Europäern wurden bestehende Städte zerstört, neue errichtet und vorhandene Stadtstrukturen verändert. Es entstanden nicht nur regional unterschiedliche neue städtebauliche Muster, sondern auch die Denkweisen der Bevölkerung und die Vorstellungen von Stadt und Urbanität veränderten sich. Die vor der Ankunft der Europäer stark traditionell geprägten Städte wandelten sich in vieler Hinsicht zu ‚modernen‘. Dies geschah in mehreren Etappen, beginnend mit den Zeiten der Missionare und Abenteurer ab dem 15. Jahrhundert über die Perioden des Sklavenhandels und des anschließenden Kolonialismus zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert bis zu den verschiedenen Entwicklungshilfeprojekten des 21. Jahrhunderts.

Traditionale Städte

Entgegen der verbreiteten Vorstellung, das Vorhandensein großer Städte in den Ländern Afrikas südlich der Sahara stelle ein relativ neues, erst während der Kolonialzeiten entstandenes Phänomen dar, gab es lange vor der europäischen Invasion in diesem Teil Afrikas hoch entwickelte und strukturierte urbane Agglomerationen.¹ Moderne Metropolen wie Dar es Salaam in Tansania, Mombassa in Kenia, Kinshasa in der Demokratischen Republik Kongo, Kumasi in Ghana, Kano in Nordnigeria u.a. sind keine Produkte westlichen Einflusses; einige existierten bei der Ankunft der Europäer bereits seit Jahrhunderten. Die meisten dieser Städte waren landwirtschaftlich geprägt und wurden von einer Elite mit politischem, wirtschaftlichem oder religiösem Einfluss beherrscht.²

¹ Vgl. Richard W. Hull, *African cities and towns before the European Conquest*, New York 1976, S. xix-xx und Lewis Mumford, *The City in History*, New York 1961.

² Akin L. Mabogunje, *Urbanisation in Nigeria*, London 1968, S. 33-35.

Wie europäische haben auch afrikanische Städte unterschiedliche Entstehungsgeschichten. Die meisten wuchsen aus Dörfern. Dieser sehr weit zurückreichende Prozess wurde durch die aufkommende neue Technologie der Eisenzeit beschleunigt, denn mit Hilfe des neuen Werkstoffs konnten die damals schnell wachsenden Bevölkerungszentren kooperative Landwirtschaft betreiben und höherwertige Nahrungsmittel anbauen. Dies löste eine landwirtschaftliche Revolution aus und führte zu einem explosionsartigen Bevölkerungswachstum. Andere Städte wie Kano in Nordnigeria oder Great Zimbabwe in Zentralafrika entstanden als religiöse Zentren. Sokoto-Stadt, Hauptstadt des Sokoto-Reiches im heutigen Nigeria, verdankt seine Entstehung dem Einfluss des Islams auf die traditionelle animistische Religion. Kumasi, die Hauptstadt der Asante-Konföderation, einem Zusammenschluss einzelner Königreiche dieser westafrikanischen Ethnie in Ghana, oder Salaga in Niger entwickelten sich aus Märkten, bei anderen spielte ihre Lage an Handelsrouten für Gold und Kolanüsse vom Landesinneren zur Küste eine wesentliche Rolle.³

Die Yoruba-Stadt⁴ Ife in Westnigeria ist ein herausragendes Beispiel der traditionellen Stadtstruktur in Westafrika. Ife verdankt seinen Stadtstatus der Präsenz eines Obas (Stadtoberhaupt)⁵, dessen Palast in Yoruba-Städten üblicherweise zentral innerhalb des Stadtgrundrisses errichtet und mit einer Massivmauer umzäunt wird. Vor dem Palast befindet sich oft der wichtigste Markt der Stadt; Palast und Markt bilden das Stadtzentrum, von dort führen die Straßen zu den Nachbarstädten. Diese Hauptstrassen werden von traditionellen Prozessionen von Tanzgruppen als Weg zum Markt oder Palast benutzt. Im restlichen Stadtgebiet sind die Strassen in rechteckigen Mustern angelegt und bilden somit Viertel, die aus mehreren Compounds (Höfen) bestehen, in denen jeweils die Mitglieder einer oder mehrerer Familien wohnen. Das Compound ist die traditionelle Maßeinheit der afrikanischen Siedlung, ein meist umzäunter, quadratischer Raum mit einem einzigen Eingang. Im Inneren ist es in verschiedene Räume unterteilt, um die großen Familien unterzubringen. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Compounds mit Strohdächern bedeckt; heute werden diese meist durch Wellblechdächer ersetzt.

Städtischer Raum in der Kolonialzeit

Die Ankunft der Europäer auf dem schwarzafrikanischen Kontinent ließ dort ein neues, bis dahin unbekanntes städtebauliches Muster entstehen. Das 19. Jahr-

³ Hull, S. 1-2.

⁴ Die Yoruba sind eine Ethnie in Westafrika.

⁵ Akin L. Mabogunje, *Yoruba Towns*, Ibadan 1962, S. 3-10.

hundert war südlich der Sahara eine Zeit der demographischen Verschiebung, der Verstädterung und des sozialen Umbruchs. Während alte Stadtzentren schrumpften oder zerstört wurden, entstanden anderswo – häufig schnell und ungeregelt – neue. Diese neuen Städte waren jedoch weder in ihren Entwicklungsgeschichten, noch in ihren Siedlungsstrukturen mit den traditionellen vergleichbar: Sie entstanden aus den durch den Kolonialismus bedingten Krisen- und Konfliktsituationen sowie aus der Suche nach neuer sozialer, religiöser und politischer Identität.⁶ Zudem wurden diese Städte errichtet und umgebaut, um die Kolonialordnung zu reflektieren und zu verstärken.⁷

Die britische Kolonialmacht nutzte etwa architektonische und landschaftsplanerische Entwürfe in politischer Absicht, um die neue Ordnung zu repräsentieren. Das zentrale Element war die Errichtung von Satellitenstädten für die Europäer in unmittelbarer Nähe der Stadtmauern oder Begrenzungen der traditionellen urbanen Zentren. Die französische Verwaltung hingegen verfolgte eine Politik der kulturellen, sozialen und politischen Assimilation der Afrikaner und überlagerte die indigenen Stadtstrukturen mit neuen Strukturen. Die Deutschen wiederum konzentrierten sich mehr auf die militärische als auf die zivile Besetzung der beherrschten Länder; bei Expeditionen ins Landesinnere errichteten sie militärische Festungen, die später zu strategisch wichtigen Orten wurden.⁸ Städtebaulich betrachtet hatten alle Kolonialstrategien das gleiche Ziel: tropische Städte für die Europäer zu errichten und diese räumlich von afrikanischen Agglomerationen zu trennen.

Hauptmerkmale der ‚europäischen Viertel‘ in den Kolonialstädten waren orthogonale Straßen, die Quadrate oder rechteckige Blöcke bildeten, die ihrerseits einer Familie oder einem Unternehmen zugewiesen wurden.⁹ Die Straßen führten in der Regel zum Bahnhof, Seehafen, Kai oder zu den Handelszentren und dienten vor allem den administrativen und kommerziellen Aufgaben der Kolonialverwaltung, die allein Politik und offiziellen ‚Lifestyle‘ in den Kolonien bestimmte. Den Einheimischen war es im Allgemeinen nicht erlaubt, die europäische Zone ohne Erlaubnis zu betreten. Sie wohnten in ‚einheimischen Vierteln‘, deren räumliche Aufteilung den gleichen Grundmustern wie in den europäischen Vierteln entsprach. Mit einer Ausnahme jedoch: Die Straßen waren lediglich Verlängerungen derjenigen aus den europäischen Vierteln, und die Blocks und Quadrate wurden nochmals in kleinere Parzellen untergeteilt, in denen jeweils mehrere Familien

⁶ Hull, S. 26.

⁷ David Simon, *Cities, Capital and Development: African Cities in the World Economy*, London 1992, S.143.

⁸ Ein gutes Beispiel ist Yaounde, die Hauptstadt Kameruns. Vgl. *Les Cahiers d'Outre-Mer* 82/1968, S. 113-154.

⁹ Gustave Massiah/Jean-François Tribillon, *Villes en Développement*, Paris 1988, S. 27.

wohnten. Anders als die europäischen wurden diese Viertel nicht mit moderner Infrastruktur ausgestattet und blieben in rudimentärem Zustand.

Das Beispiel Douala

Douala, Wirtschaftsmetropole und Hauptseehafen der Republik Kamerun, ist ein Beispiel für diese Stadtentwicklung unter dem Einfluss des Kolonialismus. Die Stadt existierte bereits lange vor dem 16. Jahrhundert. An ihrem Ort ‚entdeckte‘ dann im Jahr 1472 der portugiesische Händler Fernando Po die Mündung des Wouri, den er ‚Rio dos Cameroes‘ (Garnelenfluss) nannte. Bis zum Beginn der Kolonialzeit zog der Wouri viele Europäer an, die dort Handel mit Sklaven, Elfenbein oder den vielen Mineralien der Gegend betrieben. Die entstehende Siedlung wurde 1810 zum ersten Mal beschrieben und als ‚Kamerunstadt‘ bezeichnet.¹⁰ Heute ist Douala mit knapp 2 Millionen Einwohnern die größte Stadt Kameruns.

Vor der Ankunft der deutschen Kolonialmacht im Jahr 1884 bestand Douala aus vier unabhängigen, jeweils mit eigenem Straßensystem und selbständiger Verwaltung versehenen Bezirken oder ‚Königreichen‘: Bell und Akwa, Deido und Bonaberi Hickory, wo die größte Bevölkerungsdichte zu finden war. Nachdem die deutsche Kolonialverwaltung Douala zu ihrer offiziellen Hauptstadt ernannt hatte, besetzte sie die Bell-Hochebene und gestaltete sie zum Verwaltungszentrum um. Die ansässige Bevölkerung wurde zwangsweise an den Stadtrand umgesiedelt. Die Betroffenen gründeten bald eine neue Siedlung, die sie ‚New Bell‘ nannten. Sie entwickelte sich später zur ersten spontanen Siedlung bzw. zum ersten Elendsviertel der Stadt. Die anderen Stadtbezirke Doualas wurden von den kolonialen Machthabern zwar nicht sofort umgewandelt, doch auch ihre Strukturen und Organisation änderten sich stark. So mussten die Einheimischen auch hier die Uferregionen verlassen und wurden damit vom Meer abgeschnitten, das für ihren Lebensunterhalt als Fischer und den Bootsverkehr sowie in religiöser und kultureller Hinsicht von großer Bedeutung war.¹¹

1902 wurde die administrative Hauptstadt der deutschen Kolonialverwaltung von Douala nach Buea an der Flanke des Kamerunbergs verlegt und der Name ‚Kamerunstadt‘ nach der dort lebenden Volksgruppe offiziell in ‚Duala‘ geändert.¹² Trotz der Verlagerung der Kolonialhauptstadt verlor Douala jedoch nicht an Einfluss in der Region. In dieser Zeit entstanden auch die ersten Flächennutzungspläne für die Stadt, die das heutige Stadtmuster festschrieben. Das oberste Ziel der

¹⁰ Guy Mainet, Douala: Croissance et Servitudes, Paris 1986, S. 54.

¹¹ René Gouellain, Douala: Ville et Histoire, Paris 1975, S. 129.

¹² ‚Duala‘ unter der deutschen Kolonialverwaltung und ‚Douala‘ unter der französischen Verwaltung.

Pläne war es, ausreichend Raum für die Einrichtung einer ‚gesunden‘ tropischen Stadt für die Europäer bereitzustellen. Weiterhin sollten eine ‚freie Zone‘ von ca. einem Kilometer Breite zwischen den Siedlungsgebieten für Europäer und denen für Einheimische am Stadtrand angelegt werden.

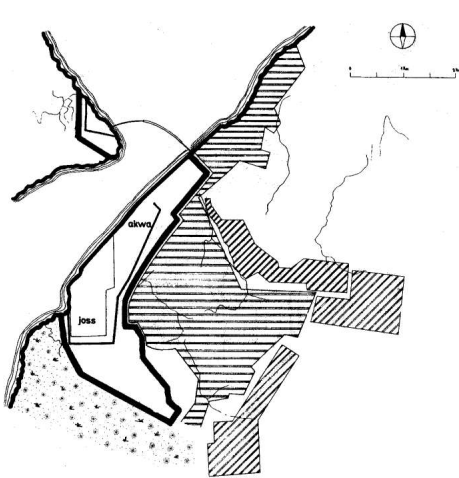


Abb. 1: Entwicklung der europäischen Viertel von 1914 bis 1956

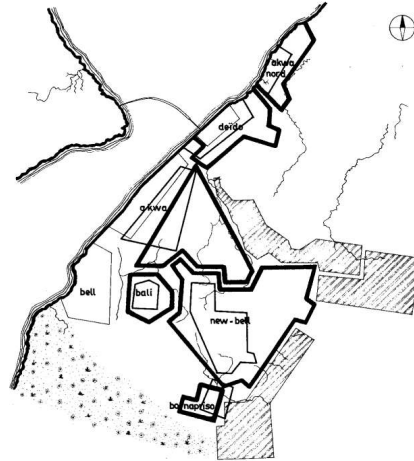


Abb. 2: Entwicklung der afrikanischen Viertel von 1914 bis 1956

Im Ersten Weltkrieg verlor Deutschland die Stadt an Frankreich. Douala war inzwischen aus einer Ansammlung von Dörfern zu einer Stadt mit sechs Kreisen geworden: Joss, Bali, Akwa, Deido, Bonaberi und New Bell. Der Machtwechsel brachte zunächst nur geringe Änderungen. Bei ihrer Ankunft in Douala führte die neue französische Verwaltung lediglich eine neue Amtssprache ein; man war der Ansicht, dass die Vorgänger ein perfektes und funktionsfähiges System hinterlassen hatten.¹³ Wie überall im frankophonen Afrika setzte die französische Verwaltung nach einiger Zeit jedoch auch in Douala eine eigene Version der räumlichen Trennung zwischen Einheimischen und Europäern durch. So verschärfte und zementierte sie die unter den Deutschen eingeführte rassenpolitische Segregation der Stadt.

¹³ Gouellain, S. 183.

Ndogbassi

Aufgrund seiner wirtschaftlichen Stärke wurde Douala zur gleichen Zeit zum Hauptanziehungspunkt für viele Einheimische aus anderen Teilen des Landes. Die Bevölkerung in Douala wuchs dementsprechend schnell, was zur Entstehung und Verbreitung zahlreicher ‚spontaner Siedlungen‘ mit bisher ungeahnten sozialen Problemen führte.

Ndogbassi, eine solche neu entstandene Siedlung, befindet sich in der Nähe des internationalen Flughafens von Douala. Bis Anfang der 1970er Jahre wurde das sumpfige Gebiet von den Stadtbewohnern landwirtschaftlich genutzt; heute leben schätzungsweise mehr als eine Viertelmillion Menschen in Ndogbassi.¹⁴ Das Viertel kann als Produkt der durch den Kolonialismus geprägten räumlichen und sozialen Segregation des städtischen Raums gesehen werden, unter der die meisten schwarzafrikanischen Großstädte heute leiden. In ihrer Entstehung an der Peripherie - in der Nähe des internationalen Flughafens sowie der Schnellstraße Douala-Yaounde, aber ohne offizielle Planung und ohne ausreichende eigene Infrastruktur - spiegelt die Siedlung ererbte Kolonialrudimente wider.

Da die Stadtverwaltung und verschiedene Behörden die Entwicklung Ndogbassis lange ignorierten, wurden und werden Entwicklung und Organisation der Siedlung hauptsächlich von den Bewohnern selbst gesteuert: Sie sind für die planerischen Aufgaben, die soziale Ordnung, die Festlegung interner Gesetze und Vorschriften sowie die Sicherheit in der Siedlung verantwortlich. Dabei zeigt sich, dass die Entwicklung von ‚spontanen‘ Siedlungen wie Ndogbassi sehr oft durch Stadtbilder beeinflusst ist, die aus den ‚modernen‘ Stadtzentren oder aus den Großmetropolen der Industrieländer importiert werden. Nicht nur tragen die hier produzierten Textilien Etiketten der Marken ‚Pierre Cardin‘ oder ‚Boss‘; auch Gegenden in der Siedlung werden entsprechend ihres sozialen Charakters oft mit westlichen Namen wie ‚Denver‘ oder ‚Harlem‘ bedacht. Gästehäuser wie das ‚Hilton‘ sind ebenfalls hier anzutreffen. Durch diese Namensgebung verbinden die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Umgebung mit ihren Wunschbildern westlicher Metropolen und überdecken den realen, rudimentären Zustand des Viertels.

Fazit

Die Entwicklung Doualas wurde, wie die in vielen anderen schwarzafrikanischen Städten, stark durch die europäische Präsenz beeinflusst - sei es politisch, ökonomisch

¹⁴ Simon Elate Som, Bidonvilles. Development of dysfunctional urban systems in Cameroon, Herzogenrath 2003, S. 84-88.

misch, sozial oder strukturell: In politischer Hinsicht wurde die Stadtverwaltung neu geordnet und in die Hände der deutschen Kolonialherren gelegt. Da die Vertreibung die Einheimischen von ihrer Grundversorgung abschnitt, wurden sie ihrer ökonomischen Basis beraubt. Das soziale Leben wurde dadurch schwer beeinträchtigt, dass die am Meer stattfindenden traditionellen und spirituellen Gebräuche nicht mehr ausgeübt werden konnten. Als strukturelle Folge der Kolonialpolitik schließlich entstanden neue spontane Siedlungen an der Peripherie; diese verstärkten die Dichotomie in der Stadtstruktur, die bis heute zu beobachten ist.

Zur Frage, welchen Einfluss die von den verschiedenen Kolonialverwaltungen eingeführte räumliche Zweiteilung bis heute auf die afrikanischen Stadtstrukturen südlich der Sahara hat, ist festzustellen, dass die heutige Dichotomie in den Städten nicht mehr auf räumlicher und/oder rassischer Segregation beruht, sondern auf sozialen Unterschieden innerhalb der afrikanischen Gesellschaft. Die soziale Trennung führt nun jedoch zu einer Zerstückelung des urbanen Raumes, zu einer Teilung zwischen verschiedenen Schichten, die zugleich durch wechselseitige Abhängigkeiten miteinander verbunden und durch unterschiedliche Entwicklungsstandards und politische Interessen voneinander getrennt sind. Wo die armen Schichten und ihre Siedlungen mit ihrer Entwicklung sich selbst überlassen werden – wie in Ndogbassi – orientieren sie sich mangels Alternativen oft an Stadtbildern, die sie aus wohlhabenden Gegenden – z.B. Europa oder der USA – übernehmen, um aus ihnen – angepasst an lokale Besonderheiten sowie kombiniert mit traditionellen Werten und Stadtbildern – eine für sie erstrebenswerte Siedlungsentwicklung zu entwerfen. Erneut werden also europäische Stadtbilder auf afrikanische Städte übertragen. Es stellt sich somit die Frage: Erleben die Städte in Afrika ihre von außen gesteuerte koloniale Stadtgeschichte ein zweites Mal, nun in einem afrikanischen Kontext, oder entsteht aus der Kombination importierter westlicher und traditionell afrikanischer Stadtbilder diesmal ein eigenes, postkolonial-afrikanisches Stadtbild?

Abbildungsnachweis

Abb.1 und Abb.2: René Gouellain, Douala. Ville et histoire, Paris 1975, S. 377 und 378.

Dr. Simon Elate Som, freier Architekt, Email: somelate@web.de

Urban fears and 'Virtual cities': dystopian perceptions/utopian environments

Dystopian perceptions

In a recent poll British and American scientists voted Ridley Scott's *Blade Runner* (1982) as the best science fiction film ever made, beating Scott's other classic, *Alien* (1979), and surpassing even that other great iconic science fiction classic by Stanley Kubrick, *2001 A Space Odyssey*.¹ Naturally enough, the small group of scientists invited to participate in the poll were impressed by the representation of their respective branches of science in *Blade Runner*, and in particular by the film's portrayal of neuroscience and cybernetics, said to be 'way ahead of its time'. Made two decades ago and based on the novel, *Neuromancer* by William Gibson, *Blade Runner* and its science is very much to the fore today. At the very least its subject matter occupies a place in contemporary discussions on the role of science and technology and the question of bio-ethics in what one author terms an age of 'post-biological humanity'.²

But the film also speaks to an audience beyond the scientific community. Its aesthetic qualities address urban and cultural historians too. Most of us are likely to remember the film less for its prophetic science, or even the simplistic 'detective' plot with its struggle between the forces of evil and good (typically the narrative trope with most of this genre), but for its representation of the darkly dystopian future megalopolis, signified here by Los Angeles in 2199.³ The absence of lighting, shifting shadows, threatening spaces, streets of jostling crowds, and so on, combine to create an almost subterranean city of fear and tension. Indeed, much of the cinematic imagery of the future world tends to operate within this trope of the dark city recast and repositioned underground, as in the tense sequences in Scott's sequel *Alien II* or in the violent street battles of the equally dystopian urban future of *Terminator II Judgement Day*. It could be argued that these celluloid representa-

¹ The Guardian, 26.08.2004: Life Supplement, S. 4-5.

² Roger Burrows, *Cyberpunk as Social Theory*. William Gibson and the sociological imagination, in: Sallie Westwood /John Williams (Hrsg.), *Imagining Cities*. Scripts, Signs, Memory, London 1997, S. 235-248, hier S. 240; William J. Mitchell, *Me++: the cyborg self and the networked city*, Cambridge, MA, 2003.

³ Ridley Scott also attempts to cast the Japanese city of Osaka as a dystopian megalopolis rival to Los Angeles in his 1989 film *Black Rain*.

tions of the future city are really artistic treatments of present-day urban violence (one thinks of the riots in Los Angeles during the mid-1980s or the now almost annual battle-style confrontations between heavily militarized police and anti-global campaigners on the streets of cities wherever the G8 countries meet) on the one hand, and official predictions of urban malaise on the other hand.⁴

It is not just violence that dominates the representation of the urban dystopia. Cyberspace, a term also coined by Gibson, is conceived on the one hand as boundless space, and on the other hand, as a labyrinth. It thus parallels nineteenth century and early twentieth century perceptions of urban space and the city. The danger to the individual of becoming lost in cyberspace or of encountering some hidden danger is ever present in this discourse.

But this late twentieth-century representation of threatening urban spaces is hardly new. The immediate and obvious comparison that comes to mind is surely Fritz Lang's classic film *Metropolis* (1926). In this depiction of the city-world at the beginning of the twentieth century, buildings rise out of the earth to touch the sky; the traffic pulsates along the high- and skyways; electronic communications and close-circuit surveillance systems provide a grid of control over the sullen and disempowered masses. The threat to the social order comes from below, from the labyrinth with its oppressed and furtive lives; it also comes from the upper world, from the (secret and unregulated) scientific experiments of Rotwang (who creates not a mere robot, but a cyborg!). And yet, as with late-twentieth century science fiction, chaos is not allowed to triumph. Ultimately the metropolis is saved (because if it is not – where is future hope?).

The dystopian megalopolis of the *Blade Runner* genre was yet to arrive in 1926 when Lang made *Metropolis*. None the less, the ongoing expansion of cities at this time challenged the contemporary spatial imagination. And Lang's film, much like its late twentieth-century equivalents, was in some ways both trying to negotiate these specific changes while also offering a prognosis of where these changes might lead to if left unmanaged. But importantly, the film also inscribed upon the twentieth-century imagination a particular aesthetic representation of the urban world that has since been construed as a reality. The half-century since the making of *Metropolis* has seen little more than a continual reworking of the urban set of Lang's iconic film. And the recent offerings from Japanese director Katsuhiro Ôtomo's post-urban apocalyptic anime *Akira* (1988), and more recently the Wachowski

⁴ Richard Lehan, *The City in Literature. An Intellectual and Cultural History*, Berkeley 1998, S. 288-89. And of course, foundational to all of these stories is the ancient struggle between the forces of 'light' and 'darkness' or 'good' and 'evil' which also has its own cinematic urban history, Paul Monaco, *Cinema and Society: France and Germany during the Twenties*, New York 1976, S. 137.

brothers' *Matrix* trilogy (1999), or the more mundane *Hackers* (1995) from Iain Softley, borrow heavily from the representational aesthetic of the early twentieth-century metropolis in their depictions of cyberspace and virtual cities.

Until now, much of the discussion of cyberspace and virtual reality in relation to the city as an aesthetic construct has been mostly confined to sociology and cultural theory.⁵ In this brief essay (which offers nothing more than merely a set of tentative reflections) I want to broach a number of issues that deal with the urban imagination; the production and reproduction of urban perceptions; the translation of those perceptions into built structures; and the power relations that result from the transmission of certain urban tropes as historical process. I want to argue that rather than being a site of danger; the early twentieth-century city was a regulated utopian environment that had emerged (and was still emerging) in response to (largely anti-urban) discourses of dystopian visions of urban modernity. In parallel, I shall argue that the early twentieth century modern city's 'alter ego' the cybernetic 'virtual city' is itself a regulatory construct springing from a parallel discourse about the dangers of cyberspace that draws upon and replicates the earlier fears of urban modernity.⁶ But before making this case, it might be useful to cast our view over what is sometimes taken as the inexorable processes of urbanization/cyberization that have dominated the twentieth century.

Teleology

A few years ago, the Henley Centre for Forecasting, a British policy think tank, predicted that the process of cyberization (underway since the early 1980s) would have an even greater revolutionary impact than that of the Industrial Revolution of the late eighteenth and early nineteenth centuries. Not only would the social and cultural changes be as far reaching, the transformation would occur in only a third of the time. Indeed, since the year 2000 (the prophetic future of *Metropolis*) the number of homes in Western Europe now connected to the net has more than doubled to 60 million, or 45 percent.⁷

Underscoring the Centre's prediction was a naive reading of an inevitable historical transformation since the late eighteenth century to the late twentieth century that ends with the evaporation of the city into a sort of post-modern

⁵ For example, see the essays in Sophie Watson/ Katherine Gibson (Hrsg.), *Postmodern Cities and Spaces*, Oxford 1995, and in Westwood/Williams, *Imagining Cities*.

⁶ Graham B. McBeath/Stephen A. Webb, *Cities, Subjectivity and Cyberspace*, in: Westwood/Williams, *Imagining Cities*, S. 249-260.

⁷ *Guardian*, 16 June 1999; *Observer*, 20 February 2000; Manuel Castells, *The Rise of the Network Society*, Cambridge, MA, 1996.

„cyber nothingness“:

<i>pre-modern</i> ->	<i>rural</i> ->	<i>feudal village/market town</i>
<i>modernity</i> ->	<i>urban</i> ->	<i>Fordist-Keynesian industrial city</i>
<i>transitional</i>		
<i>[modernity/ post-modernity]</i> ->	<i>suburb</i> ->	<i>decentred city</i>
<i>post-modernity</i> ->	<i>global city</i> ->	<i>cyberspace</i>

In this schema the model of twentieth century urban living is characterised by extremes. The quintessential *early* twentieth century modern city was compact and European, typically with populations from half a million rising to around four or five million (Berlin and London), and growing to a few million to below ten million for the metropolises by the second half of the century.⁸ Meanwhile the quintessential late twentieth city is the mega-city or megalopolis with populations running into the tens of millions. Typically found in Asia (Calcutta, Bombay, Delhi, Karachi), Southeast Asia (Jakarta, Manila), East Asia (Tokyo-Yokohama, Osaka-Kobe, Beijing, Shanghai, Seoul), North Africa (Cairo) Sub-Saharan Africa (Kinshasa, Lagos) and Latin America (Mexico City, São Paulo, Rio de Janeiro, Buenos Aires), these sprawling [*con-urban*] region-cities are the antithesis of the planned and functional modernity of the smaller European city.⁹ Indeed, with their apparently *dis*-centred or haphazard sprawling forms they constitute post-modern spaces. And somewhere in between these two extremes lie the transitional mega-cities of North America, notably its north eastern Atlantic seaboard centred on New York/Jersey, but popularly symbolized by the much smaller pacific Los Angeles/Long Beach region-city, combining both modern and post-modern characteristics of order and putative chaos.¹⁰

By the end of the first quarter of the twentieth-first century around sixty-five percent of the world's population of some eight billion is predicted to live in an urban environment of some description, but most likely in the shifting spaces of the mega-city, resulting in a „world that will bear little resemblance to the urban

⁸ Paul Bairoch, *Cities and Economic Development. From the Dawn of History to the Present*, Chicago/London 1988.

⁹ United Nations Centre for Human Settlements, *An Urbanizing world: global report on human settlements*, Oxford 1996.

¹⁰ Jean Gottmann, *Megalopolis*, New York 1961; ders., *How large can cities grow?*, in: ders./Robert A. Harper (Hrsg.), *Since Megalopolis. The Urban Writings of Jean Gottmann*, Baltimore and London 1990, S. 149-161; David Clark, *Urban World/Global City*, London 1996, S. 168, 171; Stanley D. Brunn, *Cities of the Future*, in: Ders./Jack F. Williams (Hrsg.), *Cities of the World. World Regional Urban Development*, New York u.a. 1983, S. 453-487; Elizabeth Moule/Stefanos Polyzoides, 'The Five Los Angeleses', in: Maggie Toy (Hrsg.), *World Cities: Los Angeles*, London 1994, S. 14; Edward W. Soja, *Postmodern Urbanization: The Six Restructurings of Los Angeles*, in: Watson/Gibson, *Postmodern Cities and Spaces*, S. 125-137; Mike Davis, *City of Quartz: Excavating the future of Los Angeles*, London 1990.

present".¹¹ Moreover, the inherited physical structures that both enclose and bind together the myriad experiences within (and between) cities will dissolve as the telematic revolution continues apace, furthering even more the dissolution of the quintessential modern city driving us towards urban post-modernity. In this ostensibly post-Cartesian and post-Euclidean urban world the structures of communication, organising and governing our lives, will be those found in the infinity of the ether.¹²

Of course, the above trajectory imposes teleology on a historical process that was neither inevitable nor necessarily linear, thus overly simplifying it. For instance, European urbanization as the concomitant of industrialization in the nineteenth and twentieth centuries was, like industrialization itself, neither even nor inevitable; nor did it necessarily involve such a fundamental break with the past as is sometimes assumed. In many respects early twentieth-century cities contained within them the shapes of the past, present and future producing a cocktail of 'non-contemporaneity' of time and space in people's experiences of modernity.¹³ Thus a city such as Hamburg by the mid-1930s could happily contain its old *Gängeviertel* or rookeries (in spite of the Nazi programme of slum clearance) close to the centre of the city, whilst boasting model (and modernist) self-contained housing estates such as the Jarrestadt in its northern suburbs, and be looking to the future with a regional plan that would transform the lower Elbe region into a seamless urban conglomeration through incorporating the neighbouring cities of Altona, Wandsbek, and Harburg.¹⁴

Today's twenty-first century mega-cities were already incubating in the imagination of early twentieth century Europeans. The region-as-city can be found in the urban agglomerations, zoning plans, and creation of regional authorities responsible for the integration of communication and technology that became common in

¹¹ Clark, S. 167-8.

¹² The two key texts here, from differing positions are Alvin Toffler, *The Third Wave*, London 1981, and Paul Virilio, 'The Overexposed City' in *Zone 1:2* (1987), cited in Stephen Graham, *Imagining The Real-Time City: Telecommunications, urban paradigms and the future of cities*, in: Westwood/Williams, *Imagining Cities*, S. 31-49, hier S. 34f., 37; Burrows, *Cyberpunk as Social Theory*, in: Westwood/Williams, S. 235-248, hier S. 245.

¹³ Ernst Bloch, *Heritage of Our Times*, transl. Neville and Stephen Plaice, Berkeley 1991, S. 106.

¹⁴ Jost Dülffer, *NS-Herrschaftssystem und Stadtgestaltung: Das Gesetz zur Neugestaltung deutscher Städte vom 4. Oktober 1937*, in: *German Studies Review* Bd. 12 Nr. 1 (1989), 69-89; Jost Dülffer/Jochen Thies/Josef Henke, *Hitlers Städte. Baupolitik im Dritten Reich. Eine Dokumentation*, Köln 1978. On the slum clearance programme, see Michael Grüttner, *Soziale Hygiene und Soziale Kontrolle. Die Sanierung der Hamburger Gängeviertel 1892-1936*, in: Arno Herzig/Dieter Langewiesche/Arnold Sywottek (Hrsg.), *Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert*, Hamburg 1983, S. 359-371.

Europe in the first half of the twentieth century.¹⁵ At the dawn of the twentieth century the unforgiving city of stone that had emerged from the iron forges of the industrial revolution was destined to ‘vanish’ into the region – in a cellular model that emphasised organic unity and harmony.¹⁶ An early example of this (and one could include most region cities from Paris and London to Athens and Ankara) can be found in Germany where one of the more ambitious European plans for a region-city was proposed in 1928 for the south-west region of Rhineland-Franconia, an area of more than 40,000 square kilometres and with a regional population of nearly 7 million, “joined organically to the core area of Greater Frankfurt am Main...[and forming]...a closely connected economic and communication-technical totality” able to accommodate successfully the demands of a new era of communications and technology.¹⁷ It is sometimes easy to overlook the fact that the creation of Greater Berlin in 1920 actually heralds this process of creating regional cities in Germany; to be repeated until the later 1930s, not only in that country but across Europe, notably in France and Britain.

Thus the idea of a linear process from country to city with which we started this section is an artificial if albeit still commonplace construct. Rather than clear delineations of space and experiences that pass through ‘stages’ of development, as posited by many urban historians¹⁸, the process of urbanization has been one of blurred edges; false starts and sometimes regressions. Anyone setting out from continental Europe’s largest city, Berlin, in the 1920s would have inevitably to “pass through a singular zone where town and rural culture struggle for supremacy” and where “urban estates expand with dilating ground-plans between the suburban roads” before disappearing into the open countryside.¹⁹ Thus modern urban space, like its alleged usurper, cyberspace, has rarely been neatly fixed or contained by obvious boundaries. The removal of fixed structures such as mediaeval walls from the mid-nineteenth century merely acknowledged a *de facto* urban condition; while the agglomerations of the late nineteenth and early twentieth century finally allo-

¹⁵ Anthony Sutcliffe (Hrsg.), *Metropolis 1890-1940*, London 1984; Paul M. Hohenberg/Lynn Hollen Lees, *The Making of Urban Europe 1000-1950*, Cambridge Mass./London 1985.

¹⁶ Bruno Taut, *Die Auflösung der Städte*, Hagen i. Westfalen 1920; Graham, *Imagining The Real-Time City*, S. 38-9.

¹⁷ Landesarchiv Berlin 142/I StB 498: *Zur Deutschen Klein- und Vielstaaterei. Die raumverschiebende Auswirkung der Neugliederung in Südwestdeutschland, dem rheinfränkischen Wirtschaftsgebiet* (1927), S. 1-4.

¹⁸ Bernhard Schäfers, *Phasen der Stadtbildung und Verstädterung*, in: *Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege* 4 (1977), S. 243-268; Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt am Main 1985.

¹⁹ Gustav Schulze, *Die Heimat als Jungbrunnen für Körper und Geist*, in: *Gewerkschaftsbund der Angestellten/Jugendbund* (Hg.), *Führerschriften* 1, Berlin 1921, S. 2-6.

wed the quintessential European compact city to spill out into its surrounding hinterland.

And it was this very process of ‚spillage’ that challenged the imagination of early twentieth-century observers of the urban experience, and whose pathologies of ‚spillage’ led the state to devise strategies and techniques to combat and to contain the forces of danger and disorder.²⁰

Representations

It is perhaps worth reiterating the obvious: the city is an artefact, and from the latter nineteenth century it has been a place increasingly formed by the technicians of modernity, from architects and town planners to public health and welfare officials, to police administrators. Among those forces shaping the city has been the academy: in particular urban geographers, economists, statisticians, sociologists and latterly literary and cultural historians constructed (and continue to do so) versions of the city and the urban experience through both competing and complementary discourses focusing on population aggregation, geographical location, physical structure and infrastructure, economic and social functions, cultural attributes and visualization.²¹

In ways similar to present day discussions of cyberspace, the result of these academic approaches has been a discursive construction of the city that is in many respects anti-urban.²² Again, similar to current debates about cyberspace, its central narrative is the city as a site of surface fragmentary and alienated experiences, a reading that owes much to the works of early twentieth century readings of modernity stemming from Emile Durkheim in France, Robert Park and his associates in Chicago, and notably the founding father of German sociology, Georg Simmel, and later the cultural critics Siegfried Kracauer and Walter Benjamin.²³ Among the characteristics of the big city they identified as rupturing social cohesion were its

²⁰ Anthony McElligott, *The German Urban Experience, Modernity and Crisis 1900-1945*, London 2000.

²¹ Henri Lefebvre, *Writings on Cities*, Oxford, 1996; Setha M. Low, *Theorizing the City. The New Urban Anthropology Reader*, Brunswick/New York/London 1999; David Frisby, *Cityscapes of Modernity*, Oxford 2001; Joan Ramon Resina/Dieter Ingenschay (Hrsg.), *After-Images of the City*, Cornell 2003.

²² Andrew Lees, *Cities Perceived. Urban Society in European and American Thought 1820-1940*, Manchester 1985.

²³ Richard Sennett (Hrsg.), *Classic Essays on the Culture of Cities*, New York 1969, S. 8-10; David Frisby, *Fragments of Modernity: theories of modernity in the work of Simmel, Kracauer and Benjamin*, Cambridge 1985; Deena Weinstein/Michael A. Weinstein, *Simmel and the Theory of Postmodern Society*, in: Bryan S. Turner (Hrsg.), *Theories of Modernity and Postmodernity*, London/Newbury Park/New Delhi 1990, S. 75-77; Rolf Lindner, *Die Entstehung der Stadtkultur: Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt am Main 1990.

nervous tempo, noise, and its *Unübersichtlichkeit*, lack of visibility or grasp of the environment, factors that alienated individuals from one another and from themselves. The metropolitan condition was captured in Louis Wirth's remark that "typically, our physical contacts are close but our social contacts are distant." In other words, living in the modern city (and in cyberspace) could be a lonely business, as Herbert Bayer's well-known collage *Lonely Metropolitan* (1932) might suggest.²⁴

Simmel's now widely recognised seminal essay on the 'inner life' of the urban experience, *Metropolis and Mental Life* (1903), posited the thesis that the rapid flux of the city had produced a new genus: the *metropolitan type* whose experiences of the city are mediated by a greater intellectuality helping him (sic) to cope.²⁵ But the stimuli and the intellectuality are surface and fleeting, in much the same way that today the net surfer "absorbs everything, but not deeply". And where „everything is non-linear. Nothing sustained..."²⁶, Simmel's metropolitan type sports a blasé attitude towards life. Thus urban modernity lacked emotion and, like cyberspace/internet, was a 'deeply unsentimental' (Castells) experience.²⁷ Seen thus the modern experience militated against the development of both community and nationhood.

Two decades later, Siegfried Kracauer, who had attended lectures by Simmel, developed this approach to the modernity of the city in numerous writings for the cultural section of the *Frankfurter Zeitung*.²⁸ Kracauer, like his mentor Simmel, focused on the impermanence and impersonal matrices of the urban experience. To be sure, Kracauer in his earlier writings portrays a world constituted by myriad *fragmentary*, transitory and fleeting liaisons that intersected randomly within the spatial confines of the alienating city.²⁹ But within a few years, his most incisive essay on the modern urban experience, *The Mass Ornament* (1927), suggested a more ordered, if not controlled, environment. By this date, his thinking on urban modernity had gravitated towards the technocratic *New Objectivity* that also sought to tame and harness the alleged fleeting and elemental forces of the city that Simmel among others had earlier identified. Through discrete orchestration

²⁴ McElligott, German, S. 25-6. For the alienating experience of cyberspace see the study by Norman Nie and Lutz Erbring of the Stanford Institute for the Quantitative Study of Society, Stanford University: Internet and Society. A Preliminary Report, 17 February 2000.

²⁵ Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, Jahrbuch der Gehe-Stiftung 9 (1903), S. 185-206.

²⁶ Kalle Lasn, Culture Jam – The Uncooling of America, New York 1999.

²⁷ Inhabiting the internet, according to the head of the Anglican Church, Dr Carey, is often an ersatz for 'real' relationships, Guardian, 24 February 2000.

²⁸ Siegfried Kracauer, The Mass Ornament. Weimar Essays, translated, edited, and with an introduction by Thomas Y. Levin, Cambridge, Mass., and London, 1995.

²⁹ Kracauer, The Mass Ornament, S. 42-3, 129; Lewis Mumford, The Culture of Cities London 1938, S. 266; Frisby, Fragments of Modernity, S. 105, 111-17, 147ff.

(using the example of the Tiller Girls), Kracauer showed how the city had become an ordered space overcoming the negative contingencies thrown up by mass urban society; a theme articulated to great effect the same year in Walther Ruttmann's montage film *Berlin. Sinfonie der Großstadt*.

None the less, approaches to the city were marked by ambivalence: The early twentieth-century city, like cyberspace, was thought to lack fixed boundaries. Indeed, the city's *subjective* modernity was located in its mercurial fluidity and potential chaos, as the fast-moving scenes in Ruttmann's *Berlin. Sinfonie der Großstadt* show only too well.³⁰ Ruttmann through the relatively new technique of cross-cutting and montage sought to simulate within the confines of the cinema the sensory experience of the city in its totality, that is both as a visual and aural experience, that recalls Simmel's approach and anticipates the notion of interactivity of 'virtual reality' worlds made available today by cybernetics, and displayed to great effect in *Virtual Reality*. As in that film, in Ruttmann's *Sinfonie* the boundary between real and representational was blurred: the audience were not merely spectators they were part of the film itself. But like the latter day virtual worlds, the elemental tempo of the city was quickly made safe by the overt and covert forces of order; indeed, order and harmony are inherent in the rhythm of the city as symphony, however dissonant it might at first appear to the eye and ear.³¹

As the early twentieth century city grew demographically and expanded spatially, becoming increasingly fluid in nature, it quickly became seen as a threat to social visibility and cohesion. The modern European city was perceived, on the one hand, as a liminal zone of 'comers and goers', and, on the other hand, as a labyrinth of dark streets into which the population either as victims or perpetrators of crime might disappear without further trace (the parallels here to surfing the internet and cyberspace are obvious).³² This perception of the city elicited a technocratic response that actively sought to create outer boundaries and inner order. Thus the shift from chaotic to ordered urban space traced through the writings of Simmel and Kracauer, (and paralleled, for example in the contemporaneous imagery of Ludwig Meidner, *Südwestkorso Berlin, Five o'clock in the Morning* (1913) with its breathtaking urban tempo that is later calmed to a flat surface by Gustav Wunderwald in *Unterpass Spandau* (1927), simply mirrored the transformation of the city by the 1920s into an ordered space.³³ In Ruttmann's *Sinfonie* the chaos of the city

³⁰ Martin Leinert *Sozialgeschichte der Großstadt*, Hamburg 1925, S. 241; Jeanpaul Goergen, Walter Ruttmann. Eine Dokumentation, Berlin, o.J.

³¹ Goergen.

³² Raphael Samuel, *Comers and goers*, in: H.J. Dyos/M. Wolff (Hrsg.), *The Victorian City: Images and Reality*, Bd. 1, London 1973, S. 123-160.

³³ Kracauer, *The Mass Ornament*, S. 77-78; Charles W. Haxthausen/Heidrun Suhr (Hrsg.), *Berlin. Culture*

is immanent, but never materialises because every aspect of the cityscape has been fashioned to contain and direct the flow of human and mechanical traffic. As Kra-cauer argued, *regulating* the fragments of society had as much to do with *shaping* the urban form as with its control.

Utopian environments

What this means can be illustrated by the following discussion of the development and uses of urban databases. When Simmel was writing at the turn of the century, nearly sixty-percent of Berlin's population was of recent migrant origin. And migration to cities *per se* characterised the urban experience throughout the twentieth century, becoming even more pronounced in recent times. Indeed, transient populations are symptomatic of the mega-cities noted above, and even more so of cyberspace. This fluidity challenged and continues to challenge control over space. For the problem is not just logistical, but also about knowledge. Who were/are these 'comers and goers', and where did/do they reside?

In order to statically fix the apparently shifting and anonymous urban population, statistical apparatuses in the shape of registers of births, marriages and deaths, address books, medical and welfare records, and so on, were conceived as a means of exposing, mapping and regulating the mass city 'from birth to the grave'. Moreover, through corollary systems (of transport, timetables, commerce etc) the city was rendered decipherable as congruent languages and codes emerged to manage it. This 'paper architecture' stabilised, cohered and made visible an urban population hitherto thought of as flux and anonymous. It also made society whole by giving it shape. If modernity's subjectivity was fragmentary and fleeting, its objectivity was an organic totality.³⁴ As such the mercurial modernity of the city was transformed into a passive and malleable artefact that could be calibrated in any way thought necessary by the urban expert.

The development of a net with which to 'capture' all aspects of an individual's existence through systematic indexing was probably most advanced in Germany, with cities such as Dresden, Munich and Berlin, in the vanguard.³⁵ Information on all aspects of an individual down to 'even the shape of noses, ears, scars and gait, stature ... [of individuals]' was to be compiled and kept on a register that could be called up by any state agency as the need arose. In this system, no one was to be al-

and Metropolis, Minneapolis/Oxford 1990; John Willett, *The New Sobriety. Art and Politics in the Weimar Period 1917-1933*, London 1978.

³⁴ Peter Gay, *Weimar Culture: the Outsider as Insider*, London 1969, S. 127; Willett, *The New Sobriety*, S. 115-17.

³⁵ McElligott, *German*, chapter 9.

lowed to slip through the net – either through the vagaries of fate or by design – to become invisible to the state. One impetus for such a system was the need to reassure the public during periods of panic that intermittently swept the city as the result of murder, and child stalkers in particular. Often, perpetrators of such crimes could ‚sink invisibly’ into the labyrinth of the city, as Fritz Lang’s other iconic film, *M* revealed. In much the same way, the current debates about certain crimes perpetrated over the internet, the issue of anonymity through disguise (by adopting new identities) by internet users in order to create ‚virtual selves’ are couched in a language that would have been familiar to early twentieth century citizens, and is used to justify ever greater monitoring of the ether.³⁶ As at the beginning of the twentieth century, a similar cultural imperative exists to control and regulate human traffic in cyber space. Cyberspace like ‚urban space’ is intangible, and requires technocratic infrastructure to transform it into something ‚real’, a text of information and therefore graspable. For as the pace of cyberization quickens and spreads to digitalising the body, cyberspace will be teeming with migratory populations – the comers and goers – as individuals surf the net, landing at the shores of this or that site, chat-room or BBS.³⁷

At the heart of the measures to counter this process is that of a ‚total system’ founded upon the scrutiny of every aspect of the life cycle of the city, something already alluded to in *Metropolis* with Frederson’s penchant for the newest technologies facilitating his panoptical-style surveillance of his workforce. The informational grinding of the city trapped its elemental and putative chaotic forces into a rational and disciplined Cartesian space, making the city *sichtbar*, and utterly controllable. The future cities envisaged by the *Bauhaus* architects, for example, can be understood as part of this new system. The sleek new functional and symmetric estates were conceived as ‚total’ living spaces that organised the population and its behaviour. In combination with the informational structures being devised at the time, they can be also understood as repositories of urban human data.³⁸

³⁶ The most often cited crime by those advocating greater surveillance of the internet is that of grooming children by paedophiles in chat rooms. See also, Sarah Hall, New fear of stalkers on Internet, *The Guardian*, 20 February 1999; Judith Walkowitz, *City of Dreadful Delight: narratives of sexual danger in late-Victorian London*, London 1992. On multiple identities, Sherry Turkle, *Life on the screen: identity in the age of the Internet*, London 1996.

³⁷ „Mailbox” auf deutsch.

³⁸ But to read into this development only that of functionalist social control, is to miss another dimension of the processes at work. The various apparatuses of data mapped onto the amorphous city allowed for the colonization of virgin and wild space transforming it into habitable space. And this Cartesian system grounded in its quest for wholeness was, in Norbert Elias’s phrase, part of the ‚civilising process’ that over time would create a new urban citizen. Norbert Elias, *The Civilising Process*, Oxford 1982, originally: *Über den Prozess der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Ba-



Abb. 1: Ludwig Hilberseimer, *Plan for a City above ground*, 1924

While the modern urban experience may be thought to be recognisable by its individuation, where the inhabitants of the city are believed not to recognise one another as neighbours, and are claimed to lead isolated or fragmentary lives, they none the less cohere as a collectively shaped whole. Approached from this perspective, the city (and cyberspace for that matter), has never really been a site of alienation or even inauthenticity as posited by sociology and psychiatrists since Durkheim.³⁹ The development of early data collecting did more than just fix the inner cohesion of the ‚shifting grains of sand’ of the masses. In much the same way that academic discussion has provided linearity („it occurred between these and these dates”) and form („it took this or that shape”, etc.) to urbanization, the new urban information networks enabled contemporaries to lineally map the modern city as an historical artefact by grafting the life histories of its inhabitants onto it. In the course of this process the familiar shape that today constructs the virtual city, itself composed of so many megabytes of informational data, has emerged.

sel 1939.

³⁹ Emile Durkheim, ‚Suicide et natalité: étude de statistique morale’ in: *Revue philosophique de la France et de l’Étranger* 26/1888, S. 446-463. As well as Turkle, *Life on the screens*, see the study published by Carnegie Mellon University in August 1998 which posits the theory of cyber alienation.



Abb. 2: The 'virtual city' as information system

The vision of the 'virtual home' (recently exhibited at Tomorrow's World Live in London)⁴⁰ will ineluctably lead to a future of virtual cities where most social intercourse and commercial exchange will take place with a click of a mouse (itself already 'old' technology as electronic chips that can be inserted into the human body are developed). Moreover, this cyber home will incubate the virtual reality citizen: the 'netizen'.⁴¹ The vision recalls the modernist 'home as machine' of Le Corbusier or that of Ludwig Hilberseimer, a techno-social laboratory spawning a new man.⁴² Each in tune with its respective *Zeitgeist*, the modernist or virtual home represent the triumph of a technological utopia in which the 'machine worker' of the twentieth century or the 'teleworker' of the twenty-first century, is ultimately indistinguishable from the technology into which s/he is inserted.

⁴⁰ Emma Haughton, The internet will change the way we live forever, *Guardian Unlimited*, 27 June 2000; Sarah Hall, Darling, I'm home.com, *The Guardian*, 2 November 1999. Helsinki appears to have led the field, Vic Keegan, Sim city for Sibelius, *The Guardian*, 16 September 1999.

⁴¹ One of the key themes of Paul Verhoeven's *Total Recall* (1990).

⁴² Manfredo Tafuri, *The Sphere and the Labyrinth*, Cambridge Mass. 1990; McElligott, *The German Urban Experience*, S. 109. See also, G. von Schulze-Gävernitz, *Die Maschine in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 63, Tübingen 1930, S. 225-73.

The modernist aesthetic chosen to represent the mapping and containment of cyberspace is thus not accidental. And makes even more explicit the virtual city as a system of population information.



Abb. 3: *The grid of cyber-city*

The early twentieth-century project of transforming a sprawling landscape into a readable urban system thus has its counterpart in the late twentieth-century virtual city of cyberspace.⁴³ The development of infrastructures mostly for surveillance purposes and other grids that construct legibility in the ‚aspatial’ cyber world, point to the earlier twentieth-century paradigm we have been discussing. There is a strong case for arguing that the twentieth-century city as a *fixed* space cannot be superseded by a post-modern, post-urban cyberspace that negates the geometry of modernity. Thus William Mitchell’s claim that with the advent of the cyber age life will take place ‚nowhere in particular’ and ‚everywhere’ because the spread of the Internet disposes of the need for the ‚fixed space’ of the city⁴⁴ is both dramatic and overstated.

⁴³ http://www.cybergeography.org/atlas/info_landscapes.html. William J. Mitchell, *City of bits: space, place, and the Infobahn*, Cambridge, MA 1995.

⁴⁴ Mitchell, *City of Bits*.

None the less Mitchell's dictum of social exchange occurring 'nowhere in particular' and 'everywhere' is both empowering and anarchic, and is also the antithesis of modernity and anathema to the state, itself the product of modernity.⁴⁵

The attempt to create a total cyber surveillance grid through high-resolution digital cameras, espousal of biometricity (again conflating human and cybernetics), satellite eavesdropping and the policing of the Internet, on a superficial level at least, parallels the early city indexes. This infrastructure provides the neuralgic membrane of the virtual city. As with Kracauer's *Mass Ornament* or Ruttmann's *Symphony* or Lang's *Metropolis* the desire to impose an invisible matrix of control is overwhelming.

Conclusion

But one should not overstate the case. Like the earlier transition from country to city, cyberization as both a technological process and as cultural experience represents neither a linear flow nor a radical break. The prediction that a cybernetic teleworld will evolve chrysalis-like from our modern urban world has been challenged by the sociologist Stephen Graham, among others.⁴⁶ Graham argues effectively that cyberization (though he does not use that term) will not lead inevitably to the displacing of urban structures, but rather will both reinforce existing structures while at the same time creating new ones. The simultaneity of past, present and future meld into our daily experiences and will continue to characterize life in the city and life in cyberspace.

Indeed, on the most prosaic level, looked at in terms of geography, class, gender and age, cyberization shares many of the features of urbanization. The globe may have become a digital community linked by the internet and world-wide web, but its regions will still echo with the districts familiar to us from the twentieth-century city: there will be west-ends, business and leisure zones, slums and sprawling suburbs spread across cyberspace along geometric axes.⁴⁷ Thus on a discursive level, as I have tried to argue here, both the imagination and the language of the cyber-age offer little that is really new. Much of the representation of cyberspace produces the same ambiguities found in early twentieth century perceptions of urban modernity that led to the strategies to transform its dystopia into an utopian environ-

⁴⁵ Antony Barnett, Every move you make, every breath you take..., Observer, 30 July 2000; Duncan Campbell, The spy in your server, The Guardian, 10 August 2000.

⁴⁶ Graham, S. 44-49; ders./S. Marvin, Telecommunications and the City: Electronic Spaces, Urban Places, London 1996. Larry Elliott, Change, but hardly a revolution, The Guardian, 15 November 1999.

⁴⁷ http://www.cybergeography.org/atlas/muds_vw.html.

ment by charting, colonizing, and regulating what at the time was also believed to be infinite space, compressing it into the virtual (and virtuous) city.⁴⁸

Abbildungsnachweis

Abb. 1: <http://www.mcah.columbia.edu/dbcourses/bergdoll/>

Abb. 2: From the Film 'Hackers' (Metro/Goldwyn/Mayer, 1995), courtesy Artem Visual Effects in <http://www.cybergeography.org/atlas/artistic.html>

Abb. 3: From the Film 'The Matrix' (Warner Bros 1999) in http://www.cybergeography.org/atlas/thematrix1_large.jpg

**Prof. Dr. Anthony McElligott, Department of History, University of Limerick,
E-mail: Anthony.McElligott@ul.ie**

⁴⁸ Mike Davis, Beyond Blade Runner: Urban Control, the Ecology of Fear, in: *Mediamatic* Bd. 8, Nr. 2/3.

Stadtbilder und Stadtrepräsentationen im 20. Jahrhundert

Stadt und Bild - das Thema ist en vogue, nicht nur in Deutschland. Allein im letzten Jahr wurden etliche Tagungen zur Frage der Wahrnehmung und der Repräsentation von Städten veranstaltet.¹ Die meisten Beiträge wurden dabei jedoch nicht von Zeithistorikern gehalten. Entweder waren es Vertreter anderer Disziplinen oder Spezialisten für das Mittelalter bzw. die Frühe Neuzeit. Die Sektion ‚Urban Images and Representations in Europe and beyond during the 20th Century‘ auf der ‚7th International Conference on Urban History‘ in Athen im Oktober 2004, der die meisten Texte dieses Heftes entstammen, sollte diesen Zustand ändern und zeithistorisch orientierten Projekten zu Stadtbildern im 20. Jahrhundert ein Forum bieten.² Das Interesse war groß und die internationale Bandbreite der angebotenen Vorträge beeindruckend, die Historikerinnen und Historiker aber waren wiederum in der Minderheit. Dieser Befund spiegelt auch die ‚schriftliche Forschungslage‘ recht gut wider: Viele bahnbrechende Studien sind in den Nachbarfächern entstanden. In den letzten Jahren wendet sich allerdings das Blatt, und auch die Geschichtswissenschaft widmet sich verstärkt der Repräsentation von Städten und ihren Funktionen.

Im Folgenden sollen verschiedene Zugriffe auf das Thema vorgestellt werden. Stadtbilder und Stadtrepräsentationen werden dabei als *mentale Bilder* einer Stadt verstanden, das heißt als Vorstellungen über eine bestimmte Stadt, die sich auf verschiedene Weisen äußern können, unter anderem als reale bildliche Darstellungen,

¹ Aus den Nachbardisziplinen etwa die von den Germanisten Christian Emden und David Midgley organisierte interdisziplinäre Tagung ‚Imagining the City‘ vom 30.07. bis zum 02.08.2004 in Cambridge oder das am 27./28.06.2005 in Manchester stattfindende Symposium ‚Visualising the City‘ des Theater-, Film- und Fernsehwissenschaftlers Alan Marcus; aus historischer Perspektive beispielsweise die 35. Jahrestagung des Instituts für vergleichende Städtegeschichte e.V. in Münster zum Thema ‚Bild und Wahrnehmung der Stadt‘ (22.-25.09.2004) oder das 4. Dortmunder Kolloquium zur Kunst, Kultur und Geschichte in der spätmittelalterlichen Stadt unter dem Titel ‚städtische Repräsentationen‘ (21.-23.10.2004).

² Vgl. den Tagungsbericht von Joachim Schlör, Stadt-Bilder, in: Die Alte Stadt 1/32 (2005), S. 76-80.

aber auch in Texten, Bauten, Plänen oder Handlungen. Am Anfang des Berichts steht die Bedeutung des Raumes für Stadtrepräsentationen und ihre Darstellung. In einem zweiten Abschnitt werden anhand von kommunaler Identitätspolitik Arbeiten zur Analyse von Stadtbildern in kultureller Praxis und städtischer Symbolik vorgestellt. Der dritte Block ist den Wahrnehmungen und Deutungen von Städten gewidmet. In diesen Kontext gehört auch die Untersuchung künstlerischer und insbesondere literarischer Auseinandersetzungen mit dem Thema Stadt, die im Rahmen dieses Berichtes jedoch nicht weiter behandelt werden können.³ Die vierte Perspektive auf Stadtrepräsentationen bildet die Analyse von Stadtimages, die zum Zweck der Stadtwerbung bewusst produziert werden. Abschließend werden einige mögliche Themen für die künftige Forschung aufgezeigt.

Stadt und Raum

Der Raum ist zu einer zentralen Kategorie der Untersuchung von Stadtrepräsentationen geworden. Ein wichtiger Gegenstand ist dabei die Wahrnehmung eines Ortes. Stadtpläne beispielsweise dienen hier als Indikatoren. Sie erleichtern einerseits die Orientierung, andererseits manifestieren sich in ihnen zugleich Ordnungsvorstellungen bezüglich der jeweiligen Stadt, die in der Gestaltung einer solchen Karte sichtbar werden.⁴ Neben den gedruckten Plänen stehen die ‚Karten in den Köpfen‘, die *mental maps*, die erklären helfen, wie Menschen sich in einer Stadt bewegen.⁵ Räumliche Stadtbilder dienen jedoch nicht nur der Orientierung, sondern auch der Identitätsbildung. Die Bewohner identifizieren sich mit ihrer Stadt im Raum und über die räumliche Gestalt, Stadtrepräsentationen beziehen sich auf die gebaute Stadt, auf Stadtgrenzen und auf die Verortung der Stadt in einer Region,

³ Hierzu sei exemplarisch auf einige wichtige Arbeiten verwiesen. Zur Erzählbarkeit der Stadt in der Moderne vgl. Klaus R. Scherpe, *Nonstop nach Nowhere City? Wandlungen der Symbolisierung, Wahrnehmung und Semiotik der Stadt*, in: ders., *Stadt. Krieg. Fremde. Literatur und Kultur nach den Katastrophen*, Tübingen 2002, S. 49-73; zur Lesbarkeit der Stadt vgl. Karlheinz Stierle, *Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewusstsein der Stadt*, Wien 1993; zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht vgl. Sigrid Weigel, *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*, Reinbek 1990, v.a. Kapitel 2; für die zahlreichen Studien von Medien- bzw. Theater-, Film- und Fernsehwissenschaftlern, die sich mit der Darstellung der Stadt in anderen Medien als dem geschriebenen Text auseinandergesetzt haben, seien als zwei Beispiele genannt: James Donald, *Imagining the Modern City*, London 1999 und Irmbert Schenk (Hrsg.), *Dschungel Großstadt. Kino und Modernisierung*, Marburg 1999.

⁴ Vgl. Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003.

⁵ Kevin Lynch, *Das Bild der Stadt*, Braunschweig/Wiesbaden 1989 (engl. Original 1960). Zur Rezeption des Konzepts in der Geschichtswissenschaft vgl. das Themenheft *Geschichte und Gesellschaft* 3/28 (2002).

wie in zahlreichen vor allem kulturgeographischen Studien herausgearbeitet wurde.⁶

Die räumliche Komponente der Stadtbilder verbindet sich zudem mit der zeitlichen: Sie sind historisch geworden und zeigen immer Spuren vergangener Tage. Welche Elemente aus der Geschichte im Stadtraum noch präsent sind, gepflegt oder sogar wiederhergestellt werden, ist dabei keinesfalls zufällig, sondern ein Abbild von herrschenden Ordnungsvorstellungen und oftmals auch hart umkämpft, wie M. Christine Boyer und Dolores Hayden, zwei US-amerikanische Stadtplanerinnen, gezeigt haben.⁷ Zugleich weisen sie damit auf die tiefe Fragmentierung der Stadt als *Sozialraum* hin. Verschiedene Orte in der Stadt werden von unterschiedlichen Gruppen genutzt und haben einen mehr oder weniger prominenten Stellenwert in ihren Stadtbildern. Die damit verbundenen *mental maps* repräsentieren die jeweils spezifische Aneignung des städtischen Raumes durch verschiedene Personenkreise.⁸ Realisierte Stadtplanungsprojekte können dann als die Verwirklichung der Stadtbilder einer bestimmten Gruppe interpretiert werden, wie der Stadtsoziologe Detlev Ipsen herausgearbeitet hat.⁹

Der *spatial turn* in den Geschichtswissenschaften hat die Aufmerksamkeit der stadthistorischen Forschung auch verstärkt auf den Themenbereich Städtebau gelenkt.¹⁰ Dessen Verknüpfung mit Stadtbildern ist jedoch meist eher implizit angelegt. Zu nennen sind hier beispielsweise Arbeiten zur Bedeutung des Konzepts der funktionalen Trennung für das Bild davon, was eine Stadt ausmacht, ebenso wie solche zu widerstreitenden Vorstellungen von Stadterweiterung oder Siedlungsbau.¹¹ Auch die Disziplin der Raumplanung schuf dezidiert politisch aufgeladene

⁶ Aus der Fülle der Forschungen vgl. nur Peter Weichhart, *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*, Stuttgart 1990; Gerhard Brunn (Hrsg.), *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*, Baden-Baden 1996. Aus der Geschichtswissenschaft vgl. Detlef Briesen, *Vom Kohlenpott zum Ruhrgebiet: Einige Beispiele kognitiver Kartographie und die Konstruktion von Regionalbewusstsein durch Geschichte*, in: Ders./Armin Flender/Rüdiger Gans (Hrsg.), *Regionalbewusstsein in Montanregionen im 19. und 20. Jahrhundert. Siegerland - Saarland - Ruhrgebiet*, Bochum 1994, S. 145-191.

⁷ M. Christine Boyer, *The City of collective memory. Its Historical Imagery and Architectural Entertainments*, Cambridge, MA 1994; Dolores Hayden, *The Power of Place. Urban Landscapes as Public History*, Cambridge, MA 1995.

⁸ Die Raumsoziologin Martina Löw hat in diesem Zusammenhang beklagt, wie wenig sich die stadtsoziologische Forschung bisher mit Raum als fundamentaler theoretischer Kategorie beschäftigt hat. Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt/M. 2001, S. 44-57.

⁹ Detlev Ipsen, *Raumbilder. Kultur und Ökonomie räumlicher Entwicklung*, Pfaffenweiler 1997.

¹⁰ Zum Begriff, vgl. Simon Gunn, *The spatial turn: changing histories of space and place*, in: Ders./Robert J. Morris (Hrsg.), *Identities in space. Contested Terrains in the Western City since 1850*, Aldershot 2001, S. 1-14.

¹¹ Z.B. Adelheid von Saldern, *„Statt Kathedralen die Wohnmaschine“*. Paradoxien der Rationalisierung im

Stadtbilder, wie Karl Heinz Hoffacker am Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk gezeigt hat.¹² Ähnlich wirkungsmächtige Diskurse sehen auch die Arbeiten zur Suburbanisierung als Wurzeln des weit verbreiteten Wunsches nach dem Eigenheim im Grünen an¹³, und die Berliner Stadtsoziologin Susanne Frank hat die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die Stadtplanung und die mit ihr einhergehenden Stadtbilder betont.¹⁴

Ein weiteres Untersuchungsfeld bieten die Kontroversen um den Wiederaufbau der deutschen Städte nach 1945. Zu keinem anderen Zeitpunkt prallten die verschiedenen mentalen Stadtbilder derart heftig aufeinander wie nach der oftmals völligen Zerstörung der bestehenden Stadtstruktur. Zahlreiche Studien haben diese Diskussionen nachgezeichnet, zumeist jedoch ohne auf spezifische Stadtbilder in den einzelnen Fällen einzugehen¹⁵, mit Ausnahme von Gavriel Rosenfeld, der in einer wichtigen Arbeit gezeigt hat, wie sich am Wiederaufbau Münchens die verschiedenen Phasen der lokalen Erinnerung an den Nationalsozialismus ablesen lassen.¹⁶

Kontext der Moderne, in Frank Bajohr u.a. (Hrsg.), *Zivilisation und Barbarei: Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne*. Detlev Peukert zum Gedenken, Hamburg 1991, S. 168-192 und Gerhard Fehl, 'Stadtbaukunst' contra 'Stadtplanung' - 'Volkserziehung' contra 'Funktionalität', in: ders., *Kleinstadt, Steildach, Volksgemeinschaft. Zum 'reaktionären Modernismus' in Bau- und Stadtbaukunst*, Braunschweig/Wiesbaden 1995, S. 26-56. Ein weiteres Beispiel wäre die Debatte um Hochhäuser seit den 1920er Jahren, vgl. Marianne Rodenstein, *Die vertikale Entwicklung der europäischen Stadt*, in: *Die Alte Stadt* 4/29 (2002), S. 261-274.

¹² Heinz Wilhelm Hoffacker, *Entstehung der Raumplanung, konservative Gesellschaftsreform und das Ruhrgebiet 1918-1933*, Essen 1989. Vgl. auch Renate Kastorff-Viehmänn/Ursula von Petz/Manfred Walz, *Stadtentwicklung Dortmund: Die moderne Industriestadt 1918 bis 1946: Standortsicherung der Industrie, Wohnungsbau, Stadtplanung*, Dortmund 1995.

¹³ Tilman Harlander u.a. (Hrsg.), *Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland*, München 2001; Heinz Reif, *Villa suburbana - Berlin im europäischen Metropolenvergleich, 1870-1914*, in: Lydia Bauer/Gereon Sievernich (Hrsg.), *Reden über die Stadt. Schriftenreihe des Forum Guardini Band 10*, o.O. und o.J. [Berlin 2002], S. 85-100.

¹⁴ Susanne Frank, *Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Opladen 2003.

¹⁵ Genannt seien hier Jeffrey M. Diefendorf, *In the Wake of the War. The Reconstruction of German Cities after World War II*, Oxford 1993 sowie die einschlägigen Beiträge in Gabi Dolff-Bonekämper (Hrsg.), *Städtebau und Staatsbau im 20. Jahrhundert*, München 1996. Für einzelne Fallbeispiele vgl. Klaus v. Beyme u.a. (Hrsg.), *Neue Städte aus Ruinen. Städtebau der Nachkriegszeit*, München 1992; Werner Durth/Niels Gutschow, *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950*, München 1993 sowie Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gutschow, *Architektur und Städtebau in der DDR*, Bd. I: Ostkreuz: Personen, Pläne, Perspektiven und Bd. II: Aufbau: Städte, Themen, Dokumente, Frankfurt/M. 1998.

¹⁶ Gavriel D. Rosenfeld, *Munich and Memory. Architecture, Monuments, and the Legacy of the Third Reich*, Berkeley 2000.

Die politische sowie die soziale Topographie einer Kommune in ihren Konsequenzen für das imaginierte Stadtbild ist ebenfalls ein zentrales Thema für die Analyse des städtischen Raumes. Heinz Reif hat die soziale und politische Bedeutung des Stadtraumes dargestellt und auf die Verbindung von Stadtpolitik und Sozialtopographie hingewiesen, während Wolfgang Hardtwig die symbolische Durchdringung und Gestaltung des Stadtraumes untersucht hat.¹⁷ Wie radikal die bauliche Durchsetzung neuer Stadtbilder als räumlicher Repräsentation der Macht eine Kommune verändern konnte, zeigen die gigantischen Planungen lokaler NS-Führer für zahlreiche deutsche Städte.¹⁸

Räumliche Stadtrepräsentationen lassen sich schließlich auch anhand von bildlichen Darstellungen der Stadt untersuchen. Die Analyse von Stadtbildern wie den Veduten Canalettos gehört seit jeher zu den Aufgaben der Kunstgeschichte. Es ist daher erstaunlich, dass eine systematische Sammlung und Analyse von solchen Stadtbildern erst in jüngerer Zeit vorgenommen wurde und für das 20. Jahrhundert gar nicht vorliegt.¹⁹ Eine Ausnahme bildet die Erforschung der Bilder des Ruhrgebiets, vor allem im Medium der Photographie, für die der Kunsthistoriker Roland Günter eine politische Ikonologie vorgeschlagen hat.²⁰

Die Analyse der Aufladung einzelner Gebäude mit Bedeutung ist das Thema einer Reihe von Aufsätzen des Politologen Klaus von Beyme zur politischen Ikonologie der Architektur, der damit einen der wenigen politologischen Beiträge zu un-

¹⁷ Heinz Reif, *Die verspätete Stadt. Industrialisierung, städtischer Raum und Politik in Oberhausen 1846-1929*, Köln 1992/93; Wolfgang Hardtwig, *Soziale Räume und politische Herrschaft. Leistungsverwaltung, Stadterweiterung und Architektur in München 1870 bis 1914*, in: ders./Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Soziale Räume in der Urbanisierung. Studien zur Geschichte Münchens im Vergleich 1850 bis 1933*, München 1990, S. 59-153, besonders S. 124-135.

¹⁸ Für eine neuere Studie, vgl. z.B. Christiane Wolf, *Gauforen - Zentren der Macht. Zur nationalsozialistischen Architektur und Stadtplanung*, Berlin 1999.

¹⁹ Z.B. Wolfgang Behringer (Hrsg.), *Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400-1800*, München 1999 oder die mehrbändige Edition ‚*Westfalia Picta*‘ des Instituts für vergleichende Städteforschung in Münster. Die Ergebnisse einer eher der Zeitgeschichte und der Gegenwart gewidmeten Tagung der beiden US-amerikanischen Historiker Vanessa Schwartz und Philip J. Ethington unter dem Titel ‚*Urban Icons*‘ im März 2004 an der University of Southern California und ihr Projekt eines ‚*Atlas of Urban Icons*‘ könnten einschlägige Verweise enthalten, sind aber bisher weder im Druck erschienen noch im Internet zugänglich.

²⁰ Hierzu die Kataloge mehrerer Ausstellungen im Ruhrlandmuseum in Essen. Zur Rolle von photographischen Ikonen für die Außenwahrnehmung und die Binnensicht des Reviers allgemein: Sigrid Schneider (Hrsg.), *Schwarzweiß und Farbe. Das Ruhrgebiet in der Fotografie*, Essen 2000. Die Repräsentationen in den Photographien werden deutlich in: dies (Hrsg.), *Als der Himmel blau wurde. Bilder aus den 60er Jahren*, Essen 1998; zu Stadtbildern in Bildbänden dies. (Hrsg.), *Ansichtssachen. Bilder von Essen*, Essen 2000; Roland Günter, *Die Politische Ikonographie des Ruhrgebiets im Zeitalter der Industrialisierung*, in: Hermann Hipp/Ernst Seidl (Hrsg.), *Architektur als politische Kultur*, Berlin 1996, S. 213-224.

serem Thema geliefert hat.²¹ Dies Forschungsfeld ist allerdings bisher nur wenig mit der Untersuchung des baulichen Stadtbildes insgesamt verknüpft worden, und auch die Bedeutung spezifischer Architekturen für die Prägung von Stadtbildern als Repräsentationen hat noch zu wenig Beachtung gefunden.²²

Identitätspolitik: Stadtbilder in kultureller Praxis und kommunalen Symbolen

Stadtbilder lassen sich nicht nur im Raum ablesen, sondern auch an Handlungen ihrer Bewohner wie althergebrachten Bräuchen oder ‚erfundenen Traditionen‘ und an städtischen Symbolen oder Wahrzeichen. Vor allem ethnologische und kulturwissenschaftliche Studien haben sich diesen Aspekten gewidmet.²³ Jochen Schicht etwa hat die Bedeutung lokaler Feste für die Identitätsbildung anhand der schwäbisch-alemannischen Fasnet in Rottweil herausgearbeitet, und Andreas Hartmann zeigte am Beispiel der Stadt Freiburg i. Br. um 1900 zwei Hauptfunktionen schriftlich fixierter Stadtbilder: zum einen die Herstellung einer diskursiven Ordnung der Stadt und zum anderen ihre bewusste *Inszenierung*.²⁴

Im Zusammenhang mit dem *performative turn* hat die Analyse inszenierter Stadtrepräsentationen auch in der Geschichtswissenschaft immer mehr an Wichtigkeit gewonnen.²⁵ Vor allem die Untersuchung von Stadtjubiläen bildet inzwischen einen Schwerpunkt der Forschung. Katrin Minner hat Ortsjubiläen in Westfalen und in Sachsen-Anhalt untersucht und dabei deren Bedeutung für die Selbstdarstel-

²¹ Klaus von Beyme, *Die Kunst der Macht und die Gegenmacht der Kunst. Studien zum Spannungsverhältnis von Kunst und Politik*, Frankfurt/M. 1998, darin besonders Kap. XI, Politische Ikonologie der modernen Architektur, S. 307-350. Vgl. auch Martin Warnke (Hrsg.), *Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute. Repräsentation und Gemeinschaft*, Köln 1984.

²² Insbesondere die Analyse der NS-Architektur hat dieses Thema jedoch immer wieder berührt. Vgl. aus neuerer Zeit etwa Wolf, *Gauforen*, die allerdings der inhaltlichen Analyse zu wenig Raum gibt. - Einige weitere Überlegungen zur Rolle der baulichen Stadtgestalt für ‚Stadtidentitäten‘ bietet Catarina Chietti, *Identitäten im Stadtbild*. Zu einem Streit im aktuellen architekturtheoretischen Diskurs, in: *Die alte Stadt* 4/29 (2002), S. 275-289. Zur Bedeutung von Geschichte und Erinnerung hierbei vgl. auch Hans Rudolf/Marion Wohlleben (Hrsg.), *Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege*, Zürich 2000, obwohl Stadtbilder selbst hier nicht thematisiert werden.

²³ Vgl. das Heft *Urban Rituals and Symbols*, *International Journal of Urban and Regional Research* 4/22 (1998). Einen Überblick über die aktuellen Debatten gibt Sallie Westwood/John Williams (Hrsg.), *Imagining Cities. Scripts, Signs, Memory*, London 1997.

²⁴ Jochen Schicht, *Die Rottweiler Fasnet als ‚heimatliches‘ Symbol. Zum Einfluss städtischer Festkultur auf lokale Identität*, Rottweil 2003; Andreas Hartmann, *Freiburg 1900. Zum städtischen Selbstbewusstsein der Jahrhundertwende*, Waldkirch 1985.

²⁵ Vgl. Jürgen Martschukat (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, Köln 2003.

lung sowohl der Städte als auch der bürgerlichen Akteure herausgearbeitet.²⁶ Adelheid von Saldern widmete sich mit ihren Mitarbeiterinnen Alice von Plato, Lu Seegers und Elfi Rembold dem Vergleich von städtischen Festen im Nationalsozialismus und in der DDR, während Sylvia Schraut Stadtjubiläen im Ruhrgebiet untersucht hat.²⁷ Im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes zu historischen Jubiläen werden zudem an der TU Dresden bei Winfried Müller Stadtjubiläen auf ihre Funktion hin analysiert.²⁸

Neben Stadtfesten spielten auch städtische Museen eine zentrale Rolle bei der Definition von Stadtbildern, nicht nur in den traditionsreichen ehemaligen Reichsstädten, sondern auch in vergleichsweise kleineren und jüngeren Orten. Wie so häufig bei Fragen der Identitätspolitik war hier insbesondere das Bildungsbürgertum die treibende Kraft.²⁹ Ebenso wichtig für die Stadtrepräsentationen war und ist die Setzung von Denkmälern, insbesondere die Wahl der zu ehrenden Personen und Themen sowie Standorte.³⁰

²⁶ Katrin Minner, *Erinnerung und Modernität. Westfälische Ortsjubiläen im Dritten Reich*, Münster 1999; dies., *Geschichtsdeutung und Selbstdarstellung. Die Festzüge der Ortsjubiläen Merseburg 1933 und Weißenfels 1935*, in: Andreas Ranft (Hrsg.), *Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt* 24 (2002/2003), Köln 2003, S. 335-350.

²⁷ Adelheid von Saldern (Hrsg.), *Inszenierte Einigkeit. Herrschaftsrepräsentationen in DDR-Städten*, Stuttgart 2003. Vgl. die Leitzension in diesem Heft. Allgemeiner auch dies., *Stadtfeiern im 20. Jahrhundert*, in: *Die Alte Stadt* 4/30 (2003), S. 324-348; Sylvia Schraut, *„...im Bewusstsein hoher Tradition“. Stadtjubiläen im Ruhrgebiet*, in: dies. und Bernhard Stier (Hrsg.), *Stadt und Land. Bilder, Inszenierungen und Visionen in Geschichte und Gegenwart. Wolfgang von Hippel zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2001, S. 289-308.

²⁸ Zu den Ergebnissen eines dortigen Workshops im Oktober 2004 demnächst Ulrich Rosseaux/Wolfgang Flügel/Veit Damm (Hrsg.), *Zeitrhythmen und performative Akte in der städtischen Erinnerungs- und Repräsentationskultur zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart*, Dresden 2005. Zur Rolle von kommunalen Feiern für die Selbstdarstellung der Städte sowie ihre Verortung zwischen Zukunft und Geschichte vgl. zuletzt Dieter Schott, *Zukunft und Geschichte der Stadt. Stadtrepräsentationen im 20. Jahrhundert*, in: Georg G. Iggers u.a. (Hrsg.), *Hochschule - Geschichte - Stadt. Festschrift für Helmut Böhme*, Darmstadt 2004, S. 319-341.

²⁹ Eckhard Trox, *Kulturmilieu und Museumsgründungen. Träger der Bestrebungen für den Aufbau historischer Museen in Städten der ehemaligen Grafschaft Mark vor dem Zweiten Weltkrieg*, in: *Westfälische Forschungen* 47 (1997), S. 31-65; Martin Griepentrog, *Kulturhistorische Museen in Westfalen (1900-1950). Geschichtsbilder, Kulturströmungen, Bildungskonzepte*, Paderborn 1998; Alke Hollwedel, *Die Exposition der Stadt. Stadtmuseen in Leipzig und Lyon*, in: Thomas Höpel/Steffen Sammler (Hrsg.), *Kulturpolitik und Stadtkultur in Leipzig und Lyon (18.-20. Jahrhundert)*, Leipzig 2004, S. 253-272.

³⁰ Theodor Heinrich Grütter, *Denkmalskultur im Ruhrgebiet*, in: Ulrich Borsdorf/ders. (Hrsg.), *Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum*, Frankfurt/M. 1999, S. 189-230. Eine Sammlung mit Fallbeispielen ist Jürgen Zänker (Hrsg.), *Öffentliche Denkmäler und Kunstobjekte in Dortmund. Eine Bestandsaufnahme. Verbesserte und ergänzte Neuauflage*, Dortmund 1990.

Ein weiterer Aspekt städtischer Identitätspolitik ist die bewusste Auseinandersetzung mit der kommunalen Geschichte, etwa der Pflege lokaler Mythen und Traditionen.³¹ Diese kann auch aus dem Wiederanknüpfen an abgerissene Traditionen bestehen, wie Thomas Schilp am Beispiel der ‚Wiedererfindung‘ Dortmunds als Reichs- und Hansestadt herausgearbeitet hat. Oftmals wurden solche neuen Stadtbilder genutzt, um die Rolle einer Stadt für die ganze Nation zu betonen.³² Eine neue Phase der Geschichtspolitik wurde in Deutschland durch das Ende des Dritten Reiches eingeleitet: Die Städte und ihre Bewohner mussten sich auf irgendeine Weise zum lokalen Erbe des Nationalsozialismus verhalten. Studien zur städtischen Geschichtspolitik nach 1945, etwa anhand von Gedenkfeiern oder Denkmälern, fehlen jedoch meines Wissens noch.³³

Zur Identitätspolitik gehört schließlich noch die Imagination der eigenen Stadt als Heimat. Vor allem in Kleinstädten hat der Bezug auf eine meist regional definierte Heimat eine wichtige Rolle gespielt, zugleich wurde in der Heimatbewegung vor allem das Bild der Kleinstadt idealisiert, während der Großstadt alle potentiellen Bedrohungen für die Heimat zugeschrieben wurden.³⁴

Wahrnehmungen und Deutungen der Stadt

Neben den Darstellungen der Stadt sind insbesondere ihre Rezeption und Interpretation relevant. Eine Pionierstudie zum Thema der Großstadtswahrnehmung und ihrem Schwanken zwischen Ängsten und Hoffnungen war die Studie des amerikanischen Historikers Andrew Lees, in der er die diesbezügliche Entwicklung in den USA und in mehreren europäischen Staaten nachgezeichnet hat. Ralf Stremmel hat ferner den Wandel der Wahrnehmung Berlins durch deutsche Politiker vom Kaiserreich bis in das ‚Dritte Reich‘ analysiert und mit deren Grundüberzeugungen

³¹ Mit Schwerpunkt auf Mittelalter und Frühneuzeit, vgl. Bernhard Kirchgässner (Hrsg.), *Städtische Mythen*, Ostfildern 2003.

³² Thomas Schilp, *Städtische Identität durch Erinnerung an das Mittelalter. 11. August 1899 - Kaiser Wilhelm II. besucht Dortmund zur Hafeneinweihung*, in: Karl-Peter Ellerbrock (Hrsg.), *Dortmunds Tor zur Welt. Einhundert Jahre Dortmunder Hafen*, Essen 1999, S. 48-61. Der darauf fußende lokale Nationalismus musste in der Folgezeit immer wieder bekräftigt werden. Vgl. Stefan Goebel, „Kohle und Schwert“. Zur Konstruktion der Heimatfront in Kriegswahrzeichen des Ruhrgebietes im Ersten Weltkrieg, in: *Westfälische Forschungen* 51 (2001), S. 257-281.

³³ Eine Ausnahme bildet Rosenfeld, *Munich and Memory*, das seinen Schwerpunkt jedoch auf der Architektur hat.

³⁴ Zur künstlerischen Verarbeitung des Themas Heimat und Stadt, vgl. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen (Hrsg.), *Der deutsche Heimatfilm. Bildwelten und Weltbilder. Bilder, Texte, Analysen zu 70 Jahren deutscher Filmgeschichte*, Tübingen 1989, insbesondere Kap. 7: *Stadt(heimat)film*, S. 173-191.

verknüpft. Die Deutung der Stadt schließlich untersuchte Peter Fritzsche, der anhand der Berliner Presse nach 1900 die Wechselbeziehung zwischen beschriebener Stadt und realer Stadt nachgezeichnet hat.³⁵

Als Akteure der Debatten um die Wahrnehmung und Deutung von Städten wurden in erster Linie Angehörige des Bildungsbürgertums genannt. Dazu kamen in zunehmendem Maße aber auch Vertreter der Arbeiterbewegung, die die Stadt vor ihrem Sinnhorizont deuteten.³⁶ Für die Interpretation der Stadt waren zudem als Autoren die Intellektuellen besonders wichtig, die sich im urbanen Milieu besonders zu Hause fühlten und einen Gutteil der relevanten Beiträge schrieben.³⁷ Solche Texte von Wissenschaftlern wie Soziologen oder „Rassekundlern“ und die Werke von Künstlern werden in einem Sammelband von Manfred Smuda behandelt. Michael Bienert schließlich hat Feuilletontexte aus der Weimarer Republik auf ihr Berlin-Bild hin analysiert und konnte so die Koexistenz verschiedenster, oftmals widersprüchlicher Stadtbilder in ein und derselben Zeitung herausarbeiten. Hier wird deutlich, wie sehr die Wahrnehmung der Stadt durch Einwohner und Fremde von verschiedenen Medien wie Film, Reportage oder Essay (vor-)geprägt wird. Über die Rezeption dieser Medien sowie der in ihnen verbreiteten Repräsentationen durch die Einwohner und über ihre Aneignung der mentalen oder realen Bilder ist damit jedoch noch nichts ausgesagt.³⁸

Diese Aneignung und die Möglichkeiten der narrativen Wiedergabe der daraus resultierenden Stadtbilder hat die britische Anthropologin Ruth Finnegan am Beispiel der Stadt Milton Keynes untersucht und dabei die Unterschiede zwischen den

³⁵ Andrew Lees, *Cities Perceived. Urban Society in European and American thought, 1820-1940*, New York 1985; Ralf Stremmel, *Modell und Moloch. Berlin in der Wahrnehmung deutscher Politiker vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg*, Bonn 1992; Peter Fritzsche, *Reading Berlin 1900*, Cambridge, MA 1996. Einige neuere Aufsätze zur Stadtwahrnehmung aus der Perspektive eines heute schwindenden Stadt-Land-Gegensatzes finden sich in: Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900*, Basel 1999.

³⁶ Jochen Guckes, 'Stätte des Willens und der Tat, der Arbeit und des Erfolgs'. Städtische Selbstbilder und Städtebaudebatten in Dortmund in der Weimarer Republik, in: *Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark* 92/93 (2002), S. 175-220; demnächst ausführlich Sandra Schürmann, 'Dornröschen' und 'König Bergbau'. Bürgerliche Repräsentationen und kulturelle Urbanisierung am Beispiel der Stadt Recklinghausen, 1930-1960, Paderborn 2005.

³⁷ Ihr Milieu wird aus vorwiegend stadt(kultur)soziologischer Perspektive untersucht in Walter Prigge (Hrsg.), *Städtische Intellektuelle. Urbane Milieus im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1992; ders., *Urbanität und Intellektualität im 20. Jahrhundert*. Wien 1900, Frankfurt 1930, Paris 1960, Frankfurt/M. 1996. Zu den Analysen der frühen Stadtsoziologie bei Georg Simmel und ihrer Wirkungsgeschichte vgl. Rolf Lindner, *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*, Frankfurt/M. 2004.

³⁸ Manfred Smuda (Hrsg.), *Die Großstadt als ‚Text‘*, München 1992; Michael Bienert, *Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik*, Stuttgart 1992.

Erzählungen akademischer Experten und einfacher Stadtbewohner hervorgehoben.³⁹ Der Berliner Ethnologe Rolf Lindner hat hingegen das Konzept eines wahrnehmungs- und deutungsleitenden ‚Habitus der Stadt‘ vorgeschlagen, das eher die Gemeinsamkeiten von Stadtbildern bezüglich eines bestimmten Ortes betont.⁴⁰

Stadtimages: Stadtmarketing und Tourismuswerbung

Ein letzter Forschungsschwerpunkt ist die Analyse der Selbstdarstellung deutscher Städte.⁴¹ Seit der Wende zum 20. Jahrhundert sahen sich die Kommunen immer mehr in einem direkten Wettbewerb untereinander um Einwohner, Wirtschaftsansiedlungen und Besucher und begannen damit, für sich zu werben und dabei ein leicht wieder erkennbares und zu vermarktendes Image aufzubauen. Mehrere Studien haben sich den ersten Positionierungen der Städte in diesem Prozess gewidmet. Dieter Schott und Andreas Mai haben jeweils gezeigt, wie die Kommunen versuchten, Alleinstellungsmerkmale hervorzuheben und Beinamen wie „Stadt des Buches“ (Leipzig) unauflöslich mit sich zu verbinden.⁴² Daniel Kiecol erweiterte diesen Ansatz in einer vergleichenden Studie zu Berlin und Paris am Anfang des 20. Jahrhunderts und verglich die Binnenperspektive, das ‚Selbstbild‘ der Städte, mit der Außenperspektive des ‚Images‘.⁴³ Die Geschichte der für die städtische Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Institutionen in der Zeit der Weimarer Republik hat Achim Bonte nachgezeichnet und - allerdings mit Fokus auf die Förderung der republikanisch-demokratischen Staatsform durch die Kommunen - das Spektrum der zur Verfügung stehenden Werbestrategien und -träger dargestellt.⁴⁴

In seiner reich bebilderten Arbeit zum Stadtmarketing in der angelsächsischen Welt von 1850 bis heute hat Stephen V. Ward die lange Geschichte des Phänomens und die Vielseitigkeit der lokalen Werbeansätze sowie die Unterschiede je nach

³⁹ Ruth Finnegan, *Tales of the City. A Study of Narrative and Urban Life*, Cambridge 1998.

⁴⁰ Rolf Lindner, *Der Habitus der Stadt - ein kulturgeographischer Versuch*, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 2/147 (2003), S. 46-53, hier S. 48. Vgl. auch die Überlegungen von Lindner und Lutz Musner zu urbanen Geschmackslandschaften in diesem Heft.

⁴¹ Mit Blick auf die Städte allgemein vgl. hierzu Ralf Stremmel, *Städtische Selbstdarstellungen seit der Jahrhundertwende*, in: Archiv für Kommunalwissenschaften 2/33 (1994), S. 234-264.

⁴² Dieter Schott, *Kunststadt - Pensionärsstadt - Industriestadt. Die Konstruktion von Stadtprofilen durch süddeutsche Stadtverwaltungen vor 1914*, in: Die Alte Stadt 4/1999, S. 277-299; Andreas Mai, *Stadt als Produkt. Werbepolitik für Leipzig, 1893-1933*, in: Höpel/Sammler, *Kulturpolitik und Stadtkultur*, S. 309-333.

⁴³ Daniel Kiecol, *Selbstbild und Image zweier europäischer Metropolen. Paris und Berlin zwischen 1900 und 1930*, Frankfurt/M. 2001.

⁴⁴ Achim Bonte, *Werbung für Weimar? Öffentlichkeitsarbeit von Großstadtverwaltungen in der Weimarer Republik*, Mannheim 1997.

Stadttyp betont. Die zahlreichen Facetten eines einzigen Fallbeispiels und seiner Entwicklung stehen hingegen im Mittelpunkt einer Studie von Peter Borsay, der detailliert die Entstehung des ‚georgianischen‘ Images der englischen Stadt Bath beschrieben und die Formen und Medien sowie die Funktionen dieses Bildes analysiert hat.⁴⁵

Die Gewinnung von Touristen war für die Städte meist das Hauptanliegen. Deshalb wurde gerade auf diesem Gebiet viel mit leicht erfassbaren visuellen Botschaften gearbeitet. Cord Pagenstecher hat dies in seiner Studie zum bundesdeutschen Tourismus zum Anlass genommen, Fotografien und Abbildungen in den Mittelpunkt seiner Analyse zu stellen.⁴⁶ Pagenstecher knüpft hier direkt an den *visual turn* in der Geschichtswissenschaft an und zeigt das Potential einer intensiven Beschäftigung mit Bildern als Quellen auf.⁴⁷

Desiderata und Forschungsperspektiven

Trotz dieser Fülle an Herangehensweisen und Themenfeldern fallen einige Lücken in der Forschung zu Stadtbildern als mentalen Repräsentationen bestimmter Städte auf. Erstens fehlt in vielen Studien eine genauere Analyse der jeweiligen Akteure. Wenn Stadtbilder als Repräsentationen gelesen werden können, dann ist ihre Zuordnung zu den dahinter stehenden Vorstellungen spezifischer Gruppen unumgänglich. Deren Einbindung in ein soziales Umfeld wäre hier ebenso zu untersuchen wie die ungleiche Verteilung von Deutungsmacht zwischen ihnen. Ferner müsste die jeweils legitime Position des Sprechens in den einzelnen sozialen Feldern geklärt werden, und damit die Frage, wer überhaupt an einem bestimmten Diskurs teilhaben konnte. Zugleich wäre so eine sozialhistorische Rückbindung und Konkretisierung der Ergebnisse erreicht. Zweitens brauchen wir mehr Studien zur Identitätspolitik, die direkt auf die Auswahl von städtischen Symbolen für konkurrierende Sinnstiftungsangebote eingehen und beides mit den dazugehörigen Stadtbildern verknüpfen. Gerade die Geschichte des 20. Jahrhunderts mit ihren tief-

⁴⁵ Stephen V. Ward, *Selling Places. The Marketing and Promotion of Towns and Cities 1850-2000*, London 1998. Zur frühen Selbstdarstellung von Städten in Deutschland in der Frühneuzeit vgl. auch die Beiträge in Bernhard Kirchgässner und Hans-Peter Becht (Hrsg.), *Stadt und Repräsentation*, Sigmaringen 1995; Peter Borsay, *The Image of Georgian Bath, 1700-2000. Towns, Heritage, and History*, Oxford 2000.

⁴⁶ Cord Pagenstecher, *Der bundesdeutsche Tourismus. Ansätze zur einer Visual History: Urlaubsprospekte, Reiseführer, Fotoalben 1950-1990*, Hamburg 2003, besonders Kapitel 5.2, S. 313-365.

⁴⁷ Neben ‚visual turn‘ ist auch von ‚pictorial turn‘ (W.T. J. Mitchell) oder ‚iconic turn‘ (Gottfried Boehm) gesprochen worden. Zur Rezeption in der Geschichtswissenschaft vgl. Bernd Roeck, *Visual turn? Kulturgeschichte und die Bilder*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), S. 294-315. Vgl. auch oben den Abschnitt ‚Bilder und Bauten‘.

greifenden Brüchen durch politische Systemwechsel, Kriege und Zerstörungen bietet hierfür viele Beispiele, die diesbezüglich noch nicht konkret untersucht wurden. Drittens müssen die räumliche Bedingtheit und die räumlichen Konsequenzen von Stadtbildern stärker herausgearbeitet werden. Insbesondere über die sozialräumliche Differenzierung und Fraktionierung von Stadtrepräsentationen ist noch zu wenig bekannt, ebenso wie über die Konflikte um die Deutung der eigenen Stadt. Zu denken ist dabei etwa an Studien über den spezifischen Charakter einzelner Viertel, der baulich sichtbar ist und sich zugleich auf die Vorstellungen ihrer Bewohner von der ganzen Stadt auswirkt. Viertens schließlich wäre es wünschenswert, wenn die Wirkungsmacht von mentalen Stadtbildern als ordnenden Vorstellungen für Diskurse auf ganz anderen Feldern verstärkt konkret an einzelnen Beispielen untersucht würde. Die Stadt als Chiffre in der Verhandlung von Geschlechterordnungen wäre ein mögliches Beispiel, Stadtbilder als Ausdruck von Macht- und allgemeinen Ordnungsvorstellungen ein anderes. Diese Vorschläge zeigen erneut, dass die Untersuchung von (Groß-)Städten einen idealen Ausgangspunkt auch für weitergehende Fragestellungen zur Analyse der Moderne insgesamt bietet.

**Jochen Guckes, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für
Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin, E-mail:
guckesj@geschichte.hu-berlin.de**

Die Stadt im Spannungsfeld von kultureller Inszenierung, urbanem Eigensinn und politischen Machtinteressen

Adelheid von Saldern (Hrsg.), unter Mitarbeit von Alice von Plato, Elfie Rembold und Lu Seegers: Inszenierte Einigkeit. Herrschaftsrepräsentationen in DDR-Städten (= Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Band 1), Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2003, 420 S., einige Abb., 68.-.

Adelheid von Saldern (Hrsg.), unter Mitarbeit von Lu Seegers: Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935-1975), (= Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Band 2), Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2005, 498 S., einige Abb., 80.-.

Blickte man allein aus der Perspektive einer enggeführten und normativ aufgeladenen Totalitarismusforschung auf die Städte des 20. Jahrhunderts, so ergäbe sich ein scheinbar trennscharfes Schwarz-Weiß-Bild von Diktatur und Demokratie, welches es weitgehend mühelos erlauben würde, die untersuchten Fallbeispiele einer Seite dieses dichotomischen Rasters zuzuordnen. Die Städte im terroristischen nationalsozialistischen Deutschland und in der repressiv-fürsorgestaatlichen DDR wären dann allein unter den Vorzeichen diktatorischer Herrschaft zu analysieren, die Vergleichbeispiele aus der alten Bundesrepublik im Sinne einer demokratischen Referenzfolie. Aber so einfach liegen die Dinge ja nicht. Sobald (stadt)historische Analysen nicht nur die totalitären Herrschaftsabsichten, sondern auch die realiter vorhandenen „Grenzen der Diktatur“ berücksichtigen, prägt eine Vielzahl von Grautönen ein komplexes und vielfach in sich widersprüchliches Gesamtbild. Diese Erfahrung bestätigt sich einmal mehr – und zwar in sehr eindrucksvoller, weil methodisch und theoretisch innovativer und zudem empirisch sehr ertragreicher Weise – anhand der in zwei sich ergänzenden Sammelbänden publizierten Ergeb-

nisse des von Adelheid von Saldern geleiteten und von der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojektes „Stadtrepräsentationen. Zum Verhältnis von urbaner Kultur und Herrschaftssystem im Deutschland der 1930er und 1960er Jahre“.

„Herrschaft“ und „Repräsentation“ – das sind die beiden zentralen, von Adelheid von Saldern in ihrer programmatischen Einleitung in den Vordergrund gerückten Leitbegriffe, die den Untersuchungsrahmen für die sieben Fallstudien des ersten Bandes abstecken und damit für die zu untersuchenden Stadtjubiläen, Kulturwochen und andere städtischen Feste in ausgewählten Städten der DDR zugleich das Spannungsfeld zwischen städtischem Eigensinn und williger Folgebereitschaft gegenüber den Erwartungen einer zentralistisch durchstrukturierten Diktatur konstituieren. Der zeitliche Schwerpunkt liegt in den 1960er Jahren, die von Saldern als eine „Scheitelzeit“ zwischen dem Aufbaujahrzehnt und der „illusionslosen“ Honecker-Ära versteht. Zweifellos, so der Ausgangspunkt ihrer sehr instruktiven Analyse eines stark defizitären Forschungsstandes, hätten die Städte in der DDR einen „massiven Bedeutungsverlust erfahren“ (Bd.1, S. 18). Der auf das Leitbild der „sozialistischen Stadt“ ausgerichtete Umbau der städtischen Strukturen habe zu vorstädtischen Trabantsiedlungen und damit zur Entvölkerung der Innenstädte geführt. Der Niedergang des privaten Einzelhandels und Gewerbes habe die gesellschaftliche Entdifferenzierung beschleunigt, die diktatorische Überformung des Urbanen zu einer systematischen Deformation von Öffentlichkeit geführt. Insbesondere habe aber der Verlust der traditionellen Selbstverwaltungsrechte die DDR-Städte zu „örtlichen Organen der Staatsmacht“ degradiert. Die fast vollständige finanzielle Abhängigkeit lähmte überdies die Eigeninitiative. Trotz dieser konsequent benannten widrigen Rahmenbedingungen seien die Städte der DDR aber dennoch „ein bedeutsamer Kommunikations- und Sozialraum ... und ein politisches Aktionsfeld“ (Bd. 1, S. 25) geblieben. Sie hätten sogar einen gewissen „Stolz“ entwickelt und – ähnlich wie im Westen – eine Art „Imagepolitik“ betrieben, die unter anderem auch darauf abzielte, im Kampf um die knappen Ressourcen bestehen zu können bzw. – in Anlehnung an Bourdieus Feldtheorie – die eigene Position in der informellen, aber realitätsmächtigen Hierarchie der DDR-Städte zu sichern oder zu verbessern. Hieraus leitet sich für die Forschungsrinnengruppe um Adelheid von Saldern die Begründung ab, im Rahmen einer „ereignisorientierten Untersuchungsmethode“ (Bd. 1, S. 38 und 355ff.) und auf der Basis von so genannten „offenen“, d.h. eher explorativ als systematisch durchgeführten Vergleichen (vgl. hierzu vor allem Bd. 2, S. 19ff.) die in den Städten publikumswirksam begangenen Jubiläen, Feste und Feiern als politisch konnotierte „Stadtrepräsentationen“ zu untersuchen und damit einen Beitrag zur Analyse des „vielschichtigen“ und „komplexen“ Spannungsfeldes von Stadt und Staat in der

DDR (sowie im zweiten Band dann auch in der NS-Zeit und in der Bundesrepublik) zu liefern.

Lu Seegers identifiziert die in Rostock seit 1958 begangenen Ostseewochen als „ein wichtiges Herrschafts- und Legitimationinstrument“, das im Laufe der Jahre immerhin zur (nach der Leipziger Messe) zweitgrößten internationalen Veranstaltung der DDR wurde. Zugleich habe die Stadt und ihr Bezirk „auf nahezu allen Gebieten von dieser lokalen und regionalen Selbstdarstellung der DDR“ profitiert und sich als touristisch attraktives „Aushängeschild nach Skandinavien“ in der informellen Hierarchie der DDR-Städte auf Rang 3 vorgeschoben. Insbesondere an der im Rahmen der Ostseewoche 1968 begangenen 750-Jahr-Feier der Stadt werde deutlich, dass derartige Stadtfeste „zwar hauptsächlich den Zielen des Staates“ dienten, „doch wussten die Organisatoren, dass hierzu die Selbstrepräsentation der Stadt gehörte, weswegen auch stadtspezifische Traditionen“ – hier vor allem die Hanse-tradition – „zum Zuge kamen.“ (Bd. 1, S. 106). Mit dieser Fallstudie ist zugleich der Spannungsbogen exemplarisch entfaltet, in den sich auch die weiteren Beiträge einordnen lassen. Für das Elbefest und die Magdeburger Kulturfesttage erkennt Seegers prinzipiell ähnliche Mechanismen, die sich freilich aufgrund des Bedeutungsverlustes dieser bis 1961 als „Schaufenster zum Westen“ geförderten, dann aber (vor allem in Relation zum konkurrierenden Halle) deutlich „minderbegünstigten“ Bezirkshauptstadt anders auswirkten. Die erklärte Intention, die kulturell wenig attraktive „Stadt des Schwermaschinenbaus“ durch gezielte Anstrengungen im Bereich der städtischen Festkultur aufzuwerten und damit auch die politische Integrationsbereitschaft der Bevölkerung nachhaltig zu verstärken, wurde durch die anhaltende strukturelle Vernachlässigung in ganz erheblichem Maße konterkariert.

Die Entstehungsgeschichte des Karl-Marx-Denkmal und die städtebauliche Gestaltung der Innenstadt des im Krieg stark zerstörten Industriezentrums Chemnitz analysiert Alice von Plato als widersprüchliche Umsetzung einer architektonischen Neugestaltung unter den Vorzeichen des propagierten sozialistischen Stadtleitbildes. In diesem Prozess wurden durch eine eigene Ideen entfaltende Karl-Marx-Städter Stadtverwaltung in Kooperation mit dem beauftragten sowjetischen Künstler Lew Kerbel einige zentrale Vorgaben durchaus „auf den Kopf gestellt“. Paradoxerweise erwies sich gerade diese Eigensinnigkeit der lokalen Akteure, die im Planungsprozess recht erfolgreich bestehende Handlungsspielräume nutzen konnten, als „herrschaftsstabilisierend“ (Bd. 1, S. 181), denn es waren vor allem die im Laufe des Planungsprozesses erreichten Modifikationen, die die Annahme des Denkmals als eine Art „sozialistisches Gemeinschaftswerk“ in der Bevölkerung förderten. Auch für die Internationalen Gartenbauausstellungen, das charakteristische Markenzeichen der Bezirkshauptstadt Erfurt, weist dieselbe Verfasserin die in

der Praxis vorhandenen Handlungsspielräume nach. Zwei Hoffnungen allerdings wurden enttäuscht: Die erhofften Besucherströme aus Westdeutschland blieben aus und die von der Stadtverwaltung im Zusammenhang mit der IGA ersehnten Infrastrukturverbesserungen fielen angesichts der knappen finanziellen Ressourcen deutlich geringer aus als erhofft (Bd. 1, S. 233). Eine dritte Spezialstudie widmet sich der 1977 (also weit außerhalb des eigentlichen Untersuchungszeitraumes der 1960er Jahre !) begangenen 750-Jahrfeier in der im Rahmen des Eichsfeldplanes in Verbindung mit einem neu errichteten großen Textilkombinat ausgebauten Gemeinde Leinefelde. Hier stellt sich allerdings die Frage, welchen Sinn es für die eingangs skizzierte Analyse des Spannungsfeldes von repräsentativer Stadtkultur und realer Herrschaftsdurchsetzung macht, eine nur rund 12.000 Einwohner (1977) zählende, kaum über zentralörtliche Funktionen verfügende und auf Bezirksebene keine politische Rolle spielende, also: schlichtweg aus dem Rahmen des Samples fallende Kleinstadt wie Leinefelde in diese Untersuchung einzubeziehen. Wenn das „Feld der Städte“ gespreizt und die Dimension der Einwohnerzahl anhand nur eines (!) Beispiels variiert werden sollte (vgl. Bd. 1, S. 55 und 357), warum wurden dann nicht beispielsweise Neubrandenburg (76.000) oder Suhl (50.000 Einwohner) als kleinere Bezirkshauptstädte minderen Ranges untersucht?

Die beiden Beiträge Elfie Rembolds beziehen sich auf das 1965 begangene Stadtjubiläum Leipzigs. Sie interpretiert die in diesem Kontext besonders „feierlich inszenierte“ und als „eine Art Weltausstellung in der DDR“ propagierte Jubiläumsmesse im Frühjahr 1965 als zum einen instrumentell genutzte „Bühne der DDR-Außenpolitik“, zum anderen aber auch als ein durchaus attraktives „Ereignis für die Stadtbevölkerung“, das etwa in Gestalt eines „Historischen Marktes“ zumindest vorübergehend die alltäglichen Versorgungsprobleme und die „Alltagstristesse des Sozialismus“ aufzuheben schien (Bd. 1, S. 311f.). An diesem Punkt hatten sich in der Vorbereitungsphase der Feierlichkeiten die dem Publikumsgeschmack verpflichteten Pragmatiker gegen die besonders linientreuen Dogmatiker, denen derartige Volksbelustigungen zu wenig ideologisch gefestigt erschienen, durchgesetzt und damit überhaupt erst die generell angestrebte Herrschaftsstabilisierung durch stadtrepräsentative Inszenierungen möglich gemacht. Im zweiten, im Anschluss an die Herbstmesse stattfindenden Teil der 800-Jahrfeier präsentierte sich Leipzig dann als „Stadt der Kultur, der Wissenschaft und der Industrie“. Allerdings spielte das zentrale Motto „20 Jahre sind mehr als 780“ dabei die vermeintliche Erfolgsgeschichte der DDR gezielt gegen die große historische Tradition der Messestadt aus. Dieser Teil des Stadtjubiläums sei, so Rembold, als „politisches Werbefest“ konzipiert worden, das freilich nur teilweise seine ideologische Integrationsfunktion in die propagierte „sozialistische Menschengemeinschaft“ erfüllt habe. Viele Teil-

nehmerinnen und Teilnehmer hätten sich nur gezwungenermaßen an dem großen Festzug beteiligt und viele Jugendliche hätten sich nur sehr begrenzt für die Veranstaltungen interessiert, zumal ein angekündigtes Beatkonzert kurzfristig abgesagt wurde. Kurz nach Abschluss der offiziellen Feierlichkeiten erhielten die meisten der Leipziger Beatbands dann Auftrittsverbote, was insgesamt, so Rembold, dafür spreche, dass das in der stadtrepräsentativen Inszenierung beschworene „junge Leipzig“ in Wahrheit bereits den Kontakt zur realen Leipziger Jugend verloren hatte.

Über die anhand der einzelnen Fallbeispiele differenziert analysierten lokalen Handlungsspielräume hinaus reicht die Frage nach der Rezeption dieser stadtrepräsentativen Feste in der Bevölkerung, also nach dem Erfolg oder Misserfolg der von der SED intendierten, durch kulturelle Inszenierung vermittelten Integrationspolitik. In ihrer systematischen Zusammenfassung betont Adelheid von Saldern den eigensinnigen Modus der Aneignung: „Die Besucher und Besucherinnen nutzten die Feiern, um sich den öffentlichen Raum innerhalb gesetzter Grenzen anzueignen, ausgewählte Veranstaltungen zu besuchen, etwas zu erleben und Kontakte zu knüpfen.“ (Bd. 1, S. 383). Trotz der eingangs bereits skizzierten engen Handlungsspielräume blieben die Städte in der DDR damit „soziokulturelle Organisationseinheiten, die nicht in einer staatlichen ‚Durchherrschaft‘ und als pure, allein ‚von oben‘ dirigierte Verwaltungseinheiten aufgingen.“ (Bd.1, S. 391). Insgesamt könnten, so die zu weiteren Forschungen anregende hypothetische Schlussüberlegung, die städtischen Feste und Feiern in der DDR der 1960er Jahre dazu beigetragen haben, „die restlose Entzauberung des realsozialistischen Staates zeitlich zu verzögern und abzufedern“ (Bd. 1, S. 393).

Die sieben im ersten Projektband zusammengestellten Fallstudien schließen in origineller und ertragreicher Weise nicht nur etliche lokalhistorische Forschungslücken, sondern bilden in ihrer Gesamtheit einen sehr aussagekräftigen Materialfundus, um das in der Einleitung entfaltete Forschungsproblem von politischer Herrschaft und (stadt)kultureller Repräsentation für die DDR exemplarisch zu reflektieren und auf diese Weise ein neues Forschungsfeld zu erschließen und abzustecken, das angesichts der vielen Desiderate zur Kommunalpolitik und Regionalgeschichte der DDR sicherlich in den nächsten Jahren eine gesteigerte Beachtung finden wird. Gleichwohl fragt sich der Rezensent, ob die eher formal anmutende Gesamtkomposition des Bandes und das gelegentlich etwas zufällig wirkende Operieren mit „offenen Vergleichen“ als glücklich bezeichnet werden kann. So mag es z.B. auf den ersten Blick nahe gelegen haben, in den drei empirischen Hauptteilen des Bandes jeweils die Aufsätze einer Verfasserin zusammenzustellen – allein: wird diese Vorgehensweise dem in der Einleitung formulierten Anspruch auf einen systematischen Untersuchungsansatz wirklich voll gerecht? Stünde die Internationale

Gartenbauausstellung in Erfurt nicht besser in einem engeren Zusammenhang mit den Magdeburger Kulturfesttagen als mit den Querelen um die Aufstellung des zentralen Denkmals in Karl-Marx-Stadt? In welcher Weise soll der oberflächliche Titel von Teil 2 („Bedeutende Ereignisse vor Ort“) die Studien zu Karl-Marx-Stadt, Erfurt und Leinefelde bündeln? Ähnliches gilt für Teil 3 („Staatsinteresse, Messegeist und Stadtkultur“) unter dem zwei Beiträge zur gleichen Stadt (Leipzig) versammelt werden, die ebenso gut unter Teil 1 („Bühnen staatlicher Macht – Bühnen städtischer Selbstbehauptung“) hätten stehen können. Kurzum: Gliederung und Komposition des Bandes überzeugen den Referenten nicht im gleichem Maße wie die empirische Substanz, da sie eher beliebig wirken, aber – und dies ist die gute Nachricht – das analytische Potential der einzelnen Fallstudien und des kompetenten Fazits wird hierdurch ja keineswegs geschmälert. Gravierender schlägt dagegen zu Buche, dass durch die Aufteilung der städtischen Fallstudien auf zwei Darstellungsbände wichtige systematische Zusammenhänge weit auseinander gerissen werden. Gern hätte man die beiden auf Rostock bezogenen Analysen von Lu Seegers (750-Jahrfeier und Ostseewoche 1968 in Band 1, Kulturwochen 1934-1939 in Band 2) direkt nebeneinander stehen sehen. Leider wurden auch die Analysen zu den Stadtjubiläen über beide Bände verstreut: Rostock 1968 und Leipzig 1965 in Band 1, Gera 1937, Zwickau 1935 und 1968, Guben 1935 und 1960 sowie Lüdenscheid 1968 und Wilhelmshaven 1969 in Band 2.

Damit aber zurück von den Problemen der Gesamtkomposition zur analytischen Qualität der Einzelstudien. Diese werden in Band 2 wiederum in drei empirischen Hauptteilen gebündelt:

Alice von Plato charakterisiert die 700-Jahrfeier Geras (1937) als ein „ganz ‚normales‘ Jubiläum der dreißiger Jahre“ (Bd. 2, S. 109), das dem nationalsozialistischen Zeitgeist entsprechend als ein „Fest der Volksgemeinschaft“ begangen wurde und als Teil einer „militarisierten politischen Stadtkultur der NS-Zeit“ (Bd.2, S. 112) zu qualifizieren sei. Elfie Rembold konstatiert für das 1935 in Leipzig begangene Reichs-Bachfest „Die Geburt der ‚deutschen Volksseele‘ aus dem Geiste deutscher Barockmusik“ und unterstreicht mit dieser provokanten Formel die „Janusköpfigkeit deutscher Kunst und Kultur“, die sich zum Handlanger der NS-Diktatur gemacht habe (Bd. 2, S. 115 und 144). Lu Seegers charakterisiert die zwischen 1934 und 1939 in Rostock abgehaltenen „Kulturwochen“ als eine geballte Präsentation der vielfältigen kulturellen Aktivitäten der Stadt, die sowohl der angestrebten Förderung des Tourismus und dem Wohlbefinden der Bewohner als auch der geschickten Instrumentalisierung dieser (heimat)kulturellen Inszenierung zum Zwecke der politischen Integration der Stadtbevölkerung im nationalsozialistischen Sinne diene. Der Erfolg dieser Vereinnahmungsstrategie resultierte vor allem dar-

aus, dass die NS-Kulturpolitik sehr geschickt an lokale und regionale Traditionen anknüpfte und die vorhandenen weltanschaulichen Schnittstellen zu den national-konservativen bürgerlichen Honoratiorenkreisen nutzen konnte (Bd. 2, S. 181). Die drei eben genannten Beiträge bilden zusammen den Abschnitt 2 („Städtische ‚Volksgemeinschaft‘ im Nationalsozialismus“) und erschließen eine Fülle neuen empirischen Materials zu dieser Thematik, die nicht zuletzt auch im Lichte der neuen Debatte über den Charakter der NS-Herrschaft (War sie eher eine „Zustimmungsdiktatur“ oder eine „Mobilisierungsdiktatur“?) eine wichtige Bedeutung gewinnt. Wenn nämlich die kulturelle Inszenierung von Herrschaft sich wirkungsvoll mit einer auch emotional geprägten und bisweilen „eigensinnigen“ Stadtrepräsentation verbindet, dann hätten wir der Tatsache ins Auge zu sehen, dass sehr vieles dafür spricht, dass – und sei es nur im Unterbewussten – eine solche kulturelle Integrationspolitik sehr wohl zur Ausbildung eines kulturell fundierten Volksgemeinschaftsgefühls geführt haben könnte. Hier wird angesichts der aktuellen Debatte in der NS-Forschung eine noch konsequentere Analyse und Deutung des Quellenmaterials vorgenommen werden müssen.

Abschnitt 3 bietet dann schließlich das, was das Herz jedes systematisch vorgehenden Komparatisten höher schlagen lässt: Ein gemeinsamer inhaltlicher Fokus (Stadtbildläufe), zwei zu vergleichende Regime (NS-Zeit und DDR) und überdies jeweils zwei exemplarische Fallbeispiele (Zwickau und Guben), so dass eine zu starke Fixierung auf einen möglichen Sonderfall zumindest durch ein zweites, parallel angelegtes Fallbeispiel teilweise korrigiert werden könnte. Lu Seegers unterstreicht für die 1935 und 1968 in Zwickau begangenen Stadtbildläufe, „wie sehr Konzept und Durchführung der Feierlichkeiten von den Bedürfnissen des jeweiligen Herrschaftssystems bestimmt waren.“ (Bd. 2, S. 237). Die vorrangige Intention der lokalen Machthaber bestand in einer von der Stadt auf das ganze Regime zu übertragenden Herrschaftslegitimation, stets aber auch in der Förderung einer über historische Vorbilder vermittelten eigenständigen Stadtidentität. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Elfie Rembold für Guben und seine 1935 und 1960 gefeierten Stadtbildläufe. Sie verweist überdies aber auch auf die unterschiedliche Wirkungskraft der beiden Inszenierungen: Die Nationalsozialisten verbanden die 700-Jahrfeier Gubens in sehr geschickter und einnehmender Weise mit einem regionalen NSDAP-Gauleiter sowie einem die Technikfaszination bedienenden „Deutschlandflug“ und machten sie auf diese Weise zu einem „imposanten öffentlichen Spektakel“. Die SED vergab dagegen die Chancen einer durch gegenseitige Verstärkung in ihrer Wirkung gesteigerten Instrumentalisierung, indem sie das im Juni 1960 begangene 725jährige Stadtbildläuf gleichsam im Windschatten der zentralistischen Großinszenierungen zum Staatsfeiertag am 8. Mai verkümmern ließ, die zudem im lokalen Gubener

Kontext mit der medienwirksam aufbereiteten Grundsteinlegung für ein Chemiefaserkombinat einhergingen (Bd. 2, S. 293ff.).

Die Betrachtung von Abschnitt 4 („Stadtprofil und Stadtgedächtnis in der Bundesrepublik“) führt den Rezensenten in einen Zwiespalt: Zum einen ist es evident, dass die unter dieser Rubrik zusammengefassten Studien von Uta C. Schmidt (zur 700-Jahr-Feier der Stadt Lüdenscheid 1968), von Thomas Siemon (zum 100. Gründungstag von Wilhelmshaven 1969) sowie von Lu Seegers (zum U-Bahnbau in Hannover 1965-1975) im Gesamtkontext der beiden Projektbände eher hinzugefügt und randständig wirken. Zum anderen ist anzuerkennen, dass die ohne Zweifel sinnvollere, aber aufgrund der fördertechnischen Vorgaben nicht durchweg zu realisierende weite Vergleichsperspektive über drei Regime (also NS-Zeit, DDR und alte Bundesrepublik) zumindest noch soweit aufgegriffen worden ist, wie es die konkreten Gegebenheiten zugelassen haben.

Eindeutig zugute kommt diese Perspektivenerweiterung vor allem der im Schlussbeitrag von Band 2 komprimierten vergleichenden Betrachtung von Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften. Adelheid von Saldern bestimmt zunächst die gemeinsame Schnittmenge des untersuchten Phänomens „in der Absicht, die Stadt zu definieren, ihre Bedeutung zu steigern, Selbstvergewisserungen und Selbstwahrnehmungen zu artikulieren und damit zur Identifikation der Bewohner und Bewohnerinnen mit ihrer Stadt beizutragen“ (Band 2, S. 409). In allen Gesellschaften dienten stadtrepräsentative Feiern stets auch dazu, „die jeweils neue Geschichtskultur..., die sich auf die allerjüngste Vergangenheit bezog“ – also die historischen Deutungsmuster der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft, der Diktatur des Proletariats bzw. der pluralistisch verfassten Demokratie – zu festigen und zu begründen. „Diese Funktionen erhielten deshalb so große Bedeutung, weil es hauptsächlich die Städte waren, welche die positive Entwicklung eines politischen Systems visualisieren konnten – etwa in Form von Repräsentationsbauten, Wohnungsbauprojekten, Straßenbauten, neuen Schulen und U-Bahnen. Insofern waren die Träger der politischen Systeme auf die Städte angewiesen, wenn es um Symbole des Aufstiegs ging.“ (Band 2, S. 457f.). Ein gemeinsames Merkmal in den beiden diktatorischen Gesellschaften ist dabei, dass durch die Stadtfeiern die „geschichtskulturellen Dispositionen der Bevölkerung“ (Band 2, S. 442) möglichst unmittelbar beeinflusst werden sollten: in der NS-Zeit vor allem im Sinne von positiv in Anspruch genommenen Parallelisierungen (z.B. „ewiger Kampf“ als Naturgesetz damals und heute oder Blüte der Städte im Mittelalter und vermeintliches neues Aufblühen im „Dritten Reich“), in der DDR dagegen eher im Sinne eines positiven Entwicklungsstranges (Voranschreiten der Klassenkämpfe). Was bleibt als Fazit einer epochenübergreifenden Längsschnittbetrachtung? Noch einmal Adelheid von

Saldern: „In der Weimarer Republik handelte es sich“ bei den stadtrepräsentativen Feiern „vorwiegend noch um rein bürgerliche Feste, in den beiden Diktaturen standen die Jubiläen in Teilen unter der Ägide der jeweiligen Staats- und Parteidoctrin, und in der Bundesrepublik wurden die Feiern zumindest in den sechziger Jahren nicht sonderlich für kulturelle Innovationen, aufklärerische Vergangenheitspolitik und experimentelle Demokratisierungsschübe genutzt. Darüber hinaus zeichneten sich alle mit diesen Stadtrepräsentationen verbundenen Integrationsbemühungen durch eine Ambivalenz aus, denn mit ihnen waren stets auch Exklusionen verbunden. Als Positivum bleibt die Breite der ‚unpolitischen‘ Veranstaltungsangebote und der individuellen Aneignungsmöglichkeiten. Allerdings konnte politisch motivierte Kritik an den Veranstaltungen in beiden Diktaturen nicht öffentlich geäußert werden, ohne dass der oder die Betreffende Gefahr lief, dafür belangt zu werden.“ (Band 2, S. 458f.)

Da die Forschungen auf dem hier in Angriff genommenen Themenfeld erst beginnen, werden die beiden – trotz der oben formulierten kritischen Anmerkungen – in einer sehr ansprechenden Form vorgelegten Projektbände keineswegs das letzte Wort in Sachen Herrschaftsrepräsentation und Stadtkultur sein. Sie realisieren vielmehr genau das, was man von innovativer Wissenschaft erwarten darf und muss: Sie bieten eine Reihe überzeugender Deutungen für relevante und aktuelle Forschungsprobleme an und sie werfen zugleich auch eine Reihe neuer Forschungsfragen auf. Insgesamt erweitern und konkretisieren sie vor allem in Gestalt der empirischen Fallstudien ganz erheblich unseren Kenntnisstand darüber, wie sich politische Macht in spezifisch städtischen kulturellen Repräsentationen spiegelt, bricht und manchmal auch reibt. Die beiden gewichtigen Bände werden mithin für lange Zeit ausgesprochen wichtige Referenzpunkte für alle Aspekte von Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung bilden, die sich mit der Schnittmenge von Kultur und Politik in der modernen Großstadt beschäftigen.

Detlef Schmiechen-Ackermann, Professor Dr., Universität Hannover, lehrt derzeit im Fachbereich Kulturwissenschaften an der Universität Lüneburg, Mail: Schmiechen-A@web.de

Probleme einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert – Anmerkungen zum Forschungsstand samt einiger Schlussfolgerungen

Die europäische Stadt- und Urbanisierungsforschung erlebt seit einigen Jahren eine erfreuliche Blütezeit, und das – mit einer gewissen Verspätung gegenüber England – auch in Deutschland.¹ Das 20. Jahrhundert hat davon im Vergleich mit dem 19. Jahrhundert oder mit der Frühen Neuzeit nur wenig profitiert. Das mag man in mehr als einer Hinsicht für paradox halten. Denn zum einen ist das 20. Jahrhundert ja nicht nur in weltgeschichtlicher Perspektive *das* Jahrhundert der Verstädterung.² Vielmehr ist auch für die überwiegende Mehrzahl europäischer Länder, die heute in ihrer Verstädterungsdynamik weit hinter anderen Weltregionen zurück bleiben, ihr mehrheitlich städtischer Charakter recht jungen Ursprungs, die schon zur Mitte des 19. Jahrhunderts städtisch dominierte Gesellschaft Englands eben nicht typisch. Zum anderen, und das scheint noch gewichtiger, hat die seit einigen Jahren lebhaft diskutierte Krise der Stadt ihren Referenzpunkt stets in Prozessen, die überhaupt erst im 20. Jahrhundert begonnen haben. Das gilt für die recht deutsch geprägte Debatte um die „Zwischenstadt“, deren flüchtige Konturen aus der Auflösung des älteren Stadt-Land-Gegensatzes hervorgegangen sein sollen und die ohne

¹ Die eingeführten und nützlichen Überblicke von Christian Engeli/Horst Matzerath (Hrsg.), *Moderne Stadtgeschichtsforschung in Europa, USA und Japan*, Stuttgart 1989 und Richard Rodger (Hrsg.), *European Urban History. Prospect and Retrospect*, Leicester 1993 sind von daher schon weitgehend überholt.

² Vgl. aus der umfangreichen Literatur nur Brian J.L. Berry, *Comparative Urbanization. Divergent Paths in the Twentieth Century*, London 1981 oder Dirk Bronger, *Metropolen – Megastädte – Global Cities. Die Metropolisierung der Erde*, Darmstadt 2004. – Die Anmerkungen zu dieser Skizze nennen, wo sie nicht bloßen Belegcharakter haben, lediglich einige wenige neuere Titel, denen wegen ihrer vergleichenden Herangehensweise oder ihres Länder übergreifenden Charakters besondere Bedeutung für eine Geschichte der europäischen Stadt zukommt.

Suburbanisierung und Automobilisierung kaum vorstellbar ist.³ Das gilt erst recht aber für die intensiv diskutierte Frage, inwiefern und inwieweit die rasanten Veränderungen der Kommunikations- und Informationstechnologie die Stadt als zentralen Ort obsolet machen (werden).⁴ An diesen Diskussionen nehmen, wie nicht zuletzt die zahlreichen Tagungsberichte in dieser Zeitschrift belegen, Stadthistorikerinnen und Stadthistoriker durchaus regen Anteil, ohne jedoch angesichts einer vor allem für die letzten fünfzig Jahre eher dürftigen Forschungslage Wissensbestände mobilisieren zu können, die ihrer Stimme im Konzert der Stadtgeografen, Stadtsoziologen, Architekten und Städteplaner besonderes Gewicht geben würden. Die von der Geschichtswissenschaft zu erwartende Einordnung aktueller Problemlagen in längerfristig verlaufende Entwicklungsprozesse gelingt zur Zeit kaum.⁵

Schon ein knapper Blick auf die wenigen umfassenden Gesamtdarstellungen und auf einige maßgebliche Sammelwerke unterstreicht diesen Befund: So wirkt das Kapitel zum 20. Jahrhundert in Paul Hohenbergs und Lynn Lees' verdienstvollem „The Making of Urban Europe“ als kaum integrierter Appendix der Behandlung des Industriezeitalters.⁶ Und noch ausgeprägter erscheint dieses Desinteresse an der Zeitgeschichte in der ohnehin sehr architekturhistorisch und stadtplanungsge- schichtlich angelegten Synthese Leonardo Benevolos.⁷ Der Industriestadt folgt dort die Stadt der Gegenwart, deren Entwicklung aber eben keiner Strukturanalyse mehr unterzogen, sondern lediglich hinsichtlich der Anwendbarkeit von Planungskonzepten durchmustert wird. Schaut man auf die für einige europäische Länder vorliegenden Kodifizierungen unseres stadt- und urbanisierungsgeschichtlichen Wissens, wird schnell klar, dass es hier insbesondere für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum besser aussieht: Am breitesten informiert noch die schon ältere und in vielen Einzelaspekten inzwischen von der regen französischen Stadtgeschichtsforschung überholte „Histoire de la France urbaine“. Zwar folgt auch hier wie bei Benevolo dem bis ins frühe 20. Jahrhundert reichenden Industriezeitalter ganz unmittelbar die Stadt von heute, doch stellt der Band „La ville aujourd'hui“

³ Vgl. knapp Thomas Sieverts, Die Kultivierung von Suburbia, in: Walter Siebel (Hrsg.), Die europäische Stadt, Frankfurt 2004, S. 85-91.

⁴ Vgl. nur die vielleicht drei prominentesten Autoren: Saskia Sassen, The Global City: New York, London, Tokio, Princeton, NJ 2.2001, Manuel Castells, Das Informationszeitalter, Bd. 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen 2001 und Edward W. Soja, Postmetropolis. Critical Studies of Cities and Regions, Oxford 2000.

⁵ Dieses Defizit tritt besonders deutlich hervor, wenn wie bei Peter Johanek/Franz-Joseph Post (Hrsg.), Vielerlei Städte. Der Stadtbegriff, Köln 2004 einer Vielzahl mediävistischer und frühneuzeitlicher Beiträge ein einziger gegenwartsbezogener Aufsatz angefügt wird, auch wenn dieser in durchaus interessanter Weise eine historische Rückbindung der aktuellen Debatte um *global cities* zu leisten versucht.

⁶ Paul H. Hohenberg/Lynn H. Lees, The Making of Urban Europe, 1000-1994, Cambridge, Ma 1995.

⁷ Leonardo Benevolo, Die Stadt in der europäischen Geschichte, München 1993.

eine Fülle von Daten für eine Längsschnittanalyse bereit.⁸ Dagegen beschränkt sich der dritte und letzte Band der „Cambridge Urban History of Britain“ konsequent auf die Zeit bis 1950.⁹ So vermag er zwar insbesondere für die Zwischenkriegszeit erneut die Führungsrolle der britischen Stadtgeschichtsforschung eindrucksvoll zu bestätigen, schweigt aber zu den Entwicklungen der letzten fünfzig Jahre. Das kann man der nicht voll vergleichbaren „Geschichte des Wohnens“ nicht vorwerfen, widmet sie dem 20. Jahrhundert doch gleich zwei Bände und mehr als 1800 Seiten.¹⁰ Nun lässt die engere Thematik hier ohnehin keine umfassende stadt- und urbanisierungsgeschichtliche Herangehensweise erwarten. Dennoch fällt die architektur- und stadtplanungsgeschichtliche Engführung auf, die noch dem der Geschichte des 19. Jahrhundert gewidmeten dritten Band der Reihe ganz fremd war.¹¹ Dem entspricht umgekehrt, dass die thematisch breiter angelegten Standardwerke zur deutschen Stadt- und Urbanisierungsgeschichte kaum über die Zeit des Ersten Weltkriegs hinausgreifen.¹²

Nun hat sich die Forschungslage in den letzten Jahren zumindest für die Zwischenkriegszeit deutlich verbessert, wobei auch und gerade die ost- und ostmitteleuropäische Entwicklung stärker in den Blick genommen worden ist.¹³ Auch soll der Hinweis auf die Dominanz architekturhistorischer und stadtplanungsgeschichtlicher Arbeiten für die Zeit danach nicht den bedeutenden Beitrag dieser Disziplinen leugnen, die für ein notwendig transdisziplinäres Verständnis der Stadt- und Urbanisierungsgeschichte ebenso unverzichtbar sind wie Stadtgeografie und Stadtsoziologie. Und doch ist auf einen systematischen Grund für die aus der Sicht des Historikers oft ungenügende Einbettung von Planungsambitionen und Planungsansätzen in die städtische Gesamtentwicklung hinzuweisen, der in der Frontstellung gegen die Industriestadt des 19. Jahrhunderts auf Seiten der allermeisten Städteplaner liegen dürfte. Sie wird selten mit der Offenheit eines Joseph Rykwert eingestanden, dessen „polemic is not against the disordered, even chaotic city, but

⁸ Vgl. Georges Duby (Hsg.), *Histoire de la France urbaine*, Bd. IV : la ville de l'âge industriel. Le cycle haussmannien und Bd. V : La ville aujourd'hui. Croissance urbaine et crise du citoyen, Paris 1983/1985.

⁹ Vgl. Martin Daunton (Hrsg.), *The Cambridge Urban History of Britain*, Bd. 3, Cambridge 2000.

¹⁰ Vgl. Gert Kähler (Hrsg.), *Geschichte des Wohnens*, Bd. 4: 1918-1945. Reform – Reaktion – Zerstörung, Stuttgart 1996 und Ingeborg Flagge (Hg.), *Geschichte des Wohnens. Von 1945 bis heute. Aufbau – Neubau – Umbau*, Stuttgart 1999.

¹¹ Vgl. Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Geschichte des Wohnens*, Bd. 3: 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Stuttgart 1997.

¹² Vgl. Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt 1985 und – sehr viel enger verwaltungsgeschichtlich – Wolfgang R. Krabbe, *Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1989.

¹³ Vgl. z.B. Andreas R. Hofmann/Anna Veronika Wendland (Hrsg.), *Stadt und Öffentlichkeit in Ostmitteleuropa 1900-1939*, Stuttgart 2002.

against the anonymous and alienating one as it has grown in the nineteenth and twentieth centuries“.¹⁴ Eine solche Wertung, deren Berechtigung hier nicht zu diskutieren ist, führt aber dazu, die Kriterien zur Beurteilung von Planungszielen sehr weitgehend von der allgemeinen stadt- und urbanisierungsgeschichtlichen Entwicklung ihres zeitlichen Entstehungszusammenhangs abzulösen und sie statt dessen an älteren Planungstraditionen oder aber an utopischen Entwürfen zu messen. Auch und nicht zuletzt deshalb bleibt der Beitrag der ungeheuer umfangreichen planungsgeschichtlichen Literatur zu einer umfassender angelegten Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert begrenzt.

Wenn es darüber hinaus auch einen Mangel an genuin geschichtswissenschaftlichen Vorarbeiten gibt, so hat das forschungsgeschichtlich leicht nachvollziehbare Gründe. Stand die Industrie- und Arbeiterstadt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts noch im Zentrum des sozialgeschichtlichen Interesses des 1970er und 1980er Jahre, ließ die Hinwendung zur Kulturgeschichte und zur Kulturwissenschaft überhaupt andere Gegenstände und andere Herangehensweisen reizvoller erscheinen.¹⁵ Ohne den Nutzen der hierdurch angeregten Arbeiten in Frage stellen zu wollen, wird man auf einige daraus resultierende blinde Flecken in der Stadt- und Urbanisierungsgeschichte des 20. Jahrhunderts und hier insbesondere der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts (vgl. unten) hinweisen müssen. Deren Erforschung ist nicht im Namen einer ohnehin illusionären Vollständigkeit einzuklagen, sie ist aber gleichwohl unverzichtbar, wenn die Stadt- und Urbanisierungsgeschichte einen Beitrag zum Verständnis der drängenden Probleme ihres Untersuchungsgegenstandes leisten will. Dazu zählen neben den eingangs kurz angesprochenen Krisen weitere demographische und soziale Probleme des ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhunderts, die sich weder rückstandsfrei in Lebensstilentscheidungen und Identitätswürfen auflösen noch auf ihre diskursive Konstruiertheit reduzieren lassen. Einige erste konzeptionelle Vorüberlegungen zu einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert, die das in Rechnung stellt, enthalten die folgenden Abschnitte.

¹⁴ Joseph Rykwert, *The Seduction of Place. The History and Future of the City*, New York, N.Y. 2000.

¹⁵ Die Weite des neuen Forschungsfeldes markieren so unterschiedlich angelegte Sammelbände wie Peter Borsay/Gunther Hirschfelder/Ruth E. Mohrmann (Hrsg.), *New Directions in Urban History. Aspects of European Art, Health, Tourism and Leisure since the Enlightenment*, Münster 2000 auf der einen und Neil Leach (Hrsg.), *The Hieroglyphics of Space. Reading and Experiencing the Modern Metropolis*, London 2002 auf der anderen Seite.

Nicht einmal die langjährige Kritik an Modernisierungstheorien aller Art hat dem Problem einer europäischen Sonderentwicklung seine Faszination nehmen können.¹⁶ Und in ganz ähnlicher Weise erweist sich auch das Konzept der europäischen Stadt als gleichermaßen problematisch und unabweisbar.¹⁷ Nun sind bekanntlich diese beiden Diskussionsstränge spätestens seit Max Weber auf das engste auf einander bezogen, gilt ihm doch die okzidentale Stadt als Kernvoraussetzung der okzidentalen Rationalisierung.¹⁸ So einflussreich indessen der Webersche Idealtypus der europäischen Stadt geworden ist, so umstritten ist er hinsichtlich seiner Abgrenzung gegenüber dem Vergleichstypus der islamischen Stadt geblieben.¹⁹ Für eine Geschichte des 20. Jahrhunderts kann er ohnehin kein direkter Bezugspunkt sein, wird eine Kontinuität des autonom verfassten und genossenschaftlich zusammengeschlossenen Stadtbürgertums über die Wende zum 19. Jahrhundert hinweg nicht einmal von entschiedenen Verfechtern der Weberschen Begrifflichkeit behauptet.²⁰ Überdies haben gerade die jüngsten Arbeiten zur Stadtgeschichte der Frühen Neuzeit noch einmal unterstrichen, wie wenig der im 19. Jahrhundert populär gewordene Rückgriff auf die Autonomie der italienischen Stadtrepubliken und der Freien Reichsstädte als Orte bürgerlicher Selbstbestimmung den Spezifika innerstädtischer Politik in der Frühen Neuzeit gerecht wird.²¹ In ganz ähnlicher Weise hat auch die von Robert Putnam vorgenommene Rückführung des ganz unterschiedlichen Erfolgs der in den 1970er Jahren reformierten Regionalregierungen in Nord- und Süditalien auf die nur in Nord- und Mittelitalien verfügbaren Traditionen selbstverwalteter mittelalterlicher Stadtrepubliken die Probleme vorschnell

¹⁶ Vgl. nur die zwei ganz unterschiedlichen neueren Beiträge von Michael Mitterauer, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, München 2003 und Jack Goody, *Capitalism and Modernity. The Great Debate*, Cambridge 2004.

¹⁷ Vgl. nur die neueren Sammelbände von Dieter Hassenpflug (Hrsg.), *Die europäische Stadt – Mythos und Wirklichkeit*, Münster 2002 und Walter Siebel (Hrsg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt 2004.

¹⁸ Vgl. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Mächte*. Nachlass, Teilband 5: *Die Stadt*, hg. von Wilfried Nippel, (=Max Weber Gesamtausgabe, Bd. 22-5) Tübingen 1999.

¹⁹ Vgl. mit weiterer Literatur nur Jürgen Paul, *Max Weber und die 'islamische Stadt'*, in: Hartmut Lehmann/Jean Martin Ouedraogo (Hrsg.), *Max Webers Religionssoziologie in interkultureller Perspektive*, Göttingen 2003, S. 109-137.

²⁰ Vgl. zuletzt Gerhard Dilcher, *Einheit und Vielheit in Geschichte und Begriff der europäischen Stadt*, in: Johannek/Post (Hrsg.), *Vielerlei*, S. 13-30 sowie ders., *Bürgerrecht und Stadtverfassung im europäischen Mittelalter*, Köln 1996.

²¹ Vgl. nur Rudolf Schlögl (Hrsg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, Konstanz 2004.

unterstellter Kontinuität deutlich gemacht.²² Denn so anregend die von ihm angestoßene (oder erneuerte) Debatte um die Voraussetzungen gegenseitigen Vertrauens als Basis zivilgesellschaftlichen Engagements gewirkt hat, so einhellig ist die Ableitung eines solchen vertrauensbasierten Sozialkapitals aus den Traditionen der mittelalterlichen Stadtkommune abgelehnt worden.²³ Wenngleich also Weber (und Putnam) auch einer Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts wichtige Anregungen zu geben vermögen, verbietet sich der gelegentlich in der sozialwissenschaftlichen Literatur noch anzutreffende unmittelbare Rückgriff auf Webers Idealtypus der okzidentalischen Stadt.²⁴

Nun ist die Webersche Begrifflichkeit keineswegs die einzige Grundlage von Versuchen, einen Typus der europäischen Stadt zu entwickeln. Seit dem späten 19. Jahrhundert haben sie häufig die Form einer Differenzbestimmung zum vermeintlichen Gegenmodell, der amerikanischen Stadt, angenommen. Das ist in mehr als einer Hinsicht problematisch. Denn zum einen ist unverkennbar, dass es sich hier immer auch um wechselseitige Spiegelungen und Projektionen handelt, wenn gleich diese nicht immer so platt ausgefallen sind wie bei einem Werner Sombart, der meinte, dass Städte wie Chicago und Nürnberg „dem Geist nach nichts“ gemeinsam hätten.²⁵ Zum anderen gehen in diesen stets polar angelegten „Wesensbestimmungen“ die engen Beziehungen zwischen europäischer und nordamerikanischer Stadtentwicklung verloren. Schließlich waren zumindest die frühen nordamerikanischen Städte zunächst einmal europäische Kolonialstädte, und das insofern in reinerer Form als die Kolonialstädte in Asien oder Afrika, als ihnen die dualistische Struktur fehlte, die dort die europäische Stadt von den nichteuropäischen Vierteln deutlich trennte.²⁶ Aber auch im späten 19. und frühen 20. Jahr-

²² Robert D. Putnam, *Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy*, Princeton, N.J. 1993.

²³ Vgl. zur Kritik nur die auf Italien bezogenen Beiträge in Robert I. Rotberg (Hrsg.), *Patterns of Social Capital. Stability and Change in Historical Perspective*, Princeton, N.J. 2001. In: Ute Frevert (Hrsg.), *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003, spielen Putnams Überlegungen kaum eine Rolle; sie haben aber auch für stadthistorische Arbeiten Anregungspotential, wie gelegentlich in Robert D. Putnam, *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*, New York, N.Y. 2000 durchscheint.

²⁴ Vgl. etwa Arnaldo Bagnasco/Patrick LeGalès, *European Cities: Local Societies and Collective Actors*, in: dies. (Hrsg.), *Cities in Contemporary Europe*, Cambridge 2000 oder Patrick LeGalès, *European Cities. Social Conflicts and Governance*, Oxford 2002.

²⁵ Werner Sombart, *Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?*, Tübingen 1906, S. 14; vgl. auch den Abriss zeitgenössischer Wahrnehmungsmuster von Hartmut Kaelble, *Die Besonderheiten der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert*, *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, Jg. 2001, S. 256-274.

²⁶ Vgl. knapp Franz-Joseph Post, *Weltsystem – Staat – Stadt. Anmerkungen zum Konzept der Global Cities*, in: Johanek/Post (Hrsg.), *Vielerlei*, S. 159-176, bes. S. 174ff.

hundert, als die koloniale Vergangenheit nur noch wenige nordamerikanische Städte erkennbar prägte, blieben die Austauschbeziehungen etwa im Bereich der Stadtplanung oder der Sozialpolitik sowie Gemeinsamkeiten im Bereich der Architektur unübersehbar.²⁷ Dennoch glaubt unter Historikern, Städteplanern und Soziologen wohl eine Mehrheit, mit Hilfe je unterschiedlicher Merkmalslisten die Besonderheiten der europäischen Stadt auch für das 20. und frühe 21. Jahrhundert bestimmen und insbesondere gegen den Typus der amerikanischen oder auch der globalisierten Stadt abgrenzen zu können. Dabei zählen eine geringere Wachstumsdynamik, eine schwächere Suburbanisierung, eine stärkere Zentrumsorientierung privaten Wohnens wie repräsentativer öffentlicher Bauten und Institutionen, eine stärkere sozialstaatliche Überformung und eine wirksamere städteplanerische Gestaltung zu den wiederholt angeführten Charakteristika der europäischen Stadt des 20. Jahrhunderts.²⁸ Dagegen treten ältere Definitionsbestandteile wie ein stark ausgeprägter Stadt-Land-Gegensatz, politische Autonomie oder die Marktfunktion der Stadt verständlicherweise in den Hintergrund.

Die Kritik an einem so konstruierten Typus der europäischen Stadt des 20. Jahrhunderts zielt, wo sie nicht vor allem auf die methodischen Probleme des europäisch-amerikanischen Vergleichs abhebt, auf die empirische Einebnung der behaupteten Differenzen.²⁹ Wohl nicht zufällig in den gegenüber der Geschichtswissenschaft prognosefreudigeren Disziplinen der Stadtsoziologie und der Stadtplanung stärker verbreitet findet sich hier die These von einer zunehmenden Konvergenz zwischen europäischer und nordamerikanischer Stadtentwicklung.³⁰ Der Bedeutungsverlust der Kernstädte werde auch in Europa stattfinden, zumal die ehemals auf das Zentrum bezogene (periphere) Suburbanisierung zunehmend durch eine polyzentrische Urbanisierung des Landes ersetzt werde. Und auch die soziale Polarisierung der neuen Raumstruktur werde unweigerlich zunehmen.³¹ – Nun

²⁷ Vgl. nur Daniel T. Rodgers, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge, Ma. 1998 und Wolfgang Schivelbusch, *Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933-1939*, München 2005.

²⁸ So z.B. bei Kaelble, *Besonderheiten*, und Peter Marcuse, *Verschwindet die europäische Stadt in einem allgemeinen Typus der globalisierten Stadt?*, in: Siebel, *Europäische Stadt*, S. 112-117; vgl. auch die einen weiteren zeitlichen Rahmen spiegelnden Merkmalslisten von Walter Siebel, *Einleitung: Die europäische Stadt*, ebd., S. 11-47 und Helmut Böhme, *Thesen zur ‚europäischen Stadt‘ aus historischer Sicht*, in: Hassenpflug, *Europäische Stadt*, S. 49-102.

²⁹ Vgl. hinsichtlich der methodischen Bedenken z.B. Dirk Schubert, *Mythos ‚europäische Stadt‘. Zur erforderlichen Kontextualisierung eines umstrittenen Begriffs*, *Die alte Stadt* 28:4, 2001, S. 270-290.

³⁰ Vgl. etwa die These von der Suburbanisierung als einem „globalen Trend, für den es kaum Ausnahmen zu geben scheint“, Rudolf Stichweh, *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*, Frankfurt 2000, S. 203 sowie sehr differenziert Castells, *Aufstieg*, S. 456ff.

³¹ So etwa Thomas Krämer-Badoni, *Die europäische Stadt und die alteuropäische Soziologie – Kommunale*

muss die empirische Basis solcher Prognosen an dieser Stelle nicht im Vordergrund stehen, zumal es ja durchaus vergleichend angelegte sozialwissenschaftliche Studien zur europäisch-amerikanischen Gegenwart gibt.³² Der in dieser Debatte polemisch erhobene Vorwurf, „dass ausgerechnet die Soziologie sich ihrer analytischen Fähigkeiten begibt und sich zum normativen Bewahrer des kommunalen Sozialstaates aufschwingt“, ist aber auch für historisch angelegte Untersuchungen zur europäischen oder amerikanischen Stadt des 20. Jahrhunderts bedenkenswert, sind diese doch oft kaum weniger eng mit politischen Zielvorstellungen zur Zukunft von Stadt und Sozialstaat verbunden.³³ Von daher scheint es ratsam, bei der Erforschung der europäischen Stadt des 20. Jahrhunderts die amerikanische Entwicklung stets mit im Blick zu behalten, ohne dabei schon vorab zu unterstellen, die europäisch-amerikanischen Differenzen müssten stets das Ausmaß innereuropäischer oder inneramerikanischer Varianz übertreffen.³⁴

So erlaubt weder der für das 20. Jahrhundert problematische Rückgriff auf Max Weber noch die Auflistung europäisch-amerikanischer Differenzen die umstandslose Beantwortung der Frage nach den stadt- und urbanisierungsgeschichtlichen Grenzen Europas. Problematisch scheinen sie insbesondere nach Osten und nach Süden. Doch während das Fehlen des Stadt-Land-Gegensatzes, die Schwäche des Bürgertums und das Fehlen städtischer Autonomie bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein gegen eine Einbeziehung russischer Städte in die Kategorie „europäische Stadt“ spricht, ist der Befund für das 20. Jahrhundert weniger eindeutig.³⁵ Denn während die angeführten trennenden Merkmale auch in West- und Nordeuropa zurücktraten, wurden die russischen Städte gleichzeitig „europäischer“. Noch im ausgehenden Zarenreich bildeten sich auch in russischen Städten mit Organen kommunaler Selbstverwaltung und mit einer Vielzahl von Vereinen zivilgesellschaftliche Strukturen heraus, wenngleich nicht mit derselben Intensität wie in Nordwesteuropa.³⁶ Die Russische Revolution zerstörte dergleichen Ansätze in

ler Sozialstaat oder civil society, in: Siebel, Europäische Stadt, S. 433-444.

³² Vgl. z.B. Sophie Body-Gendrot, *The Social Control of Cities? A Comparative Perspective*, Oxford 2000 oder Loic J.D. Wacquant, *Roter Gürtel, Schwarzer Gürtel: Rassentrennung, Klassenungleichheit und der Staat in der französischen städtischen Peripherie und im amerikanischen Ghetto*, in: Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung*, Frankfurt 2004, S. 148-200, die jedoch beide eher die fortbestehenden Differenzen betonen.

³³ Krämer-Badoni, *Europäische Stadt*, S. 444.

³⁴ Vgl. zur nordamerikanischen Entwicklung den kurzen Abriss von Friedrich Lenger, *Urbanisierung als Suburbanisierung. Grundzüge der nordamerikanischen Entwicklung im 20. Jahrhundert*, Bochum 2003.

³⁵ Vgl. stellvertretend nur Manfred Hildermeier, *Bürgertum und Stadt in Russland 1760-1870. Rechtliche Lage und soziale Struktur*, Köln 1986.

³⁶ Eine detaillierte Bestandsaufnahme bietet Guido Hausmann, *Stadt und lokale Gesellschaft im ausgehenden Zarenreich*, in: ders. (Hrsg.), *Gesellschaft als lokale Veranstaltung. Selbstverwaltung, Assozi-*

vieler Hinsicht, doch ist die Orientierung des sozialistischen Russland an Europa unübersehbar. So ordnen sich utopische Großprojekte wie der Bau der Moskauer Metro durchaus in einen gesamteuropäischen Kontext ein.³⁷ Und hinsichtlich des Wohnungsbaus und der Städteplanung war Russland ohnehin Teil Europas: Die *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne* diskutierten in den frühen 1930er Jahren intensiv das Konzept einer sozialistischen Stadt, zu dessen Realisierung ja dann auch prominente westeuropäische Architekten wie Ernst May oder Mart Stam herangezogen wurden.³⁸ Die unübersehbaren und oft unüberwindbaren Schwierigkeiten bei der Umsetzung grenzüberschreitend entwickelter Ideen wie der einer linearen Stadt markieren nicht die einzigen Differenzen, doch scheint die Einbeziehung Russlands in eine Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert nicht erst mit dem Systemwechsel von 1991 sinnvoll.³⁹

Während die östliche Grenze des europäischen Städtewesens häufig diskutiert worden ist, wurde das Mittelmeer als gleichsam natürliche Südgrenze nur selten in Frage gestellt. Einige neuere stadtsoziologische und –geografische Arbeiten haben das geändert und z.B. gefragt, ob nicht eine Stadt wie Athen eher mit Algier oder Tunis als mit Paris oder London verglichen werden müsse.⁴⁰ Dabei zielen die bislang leider weitgehend ohne historische Vertiefung gebliebenen Arbeiten vor allem auf drei in der Tat bemerkenswerte Kennzeichen der Entwicklung von Metropolen wie Rom, Madrid oder Athen: Zum einen weisen sie im 20. Jahrhundert stolze Wachstumsraten auf, ohne bis heute – oder im Falle Madrids bis in die jüngste Vergangenheit – eine stärkere industrielle Entwicklung erfahren zu haben. Zum anderen setzt sie ihr spezifischer Modus städtischen Flächenwachstums deutlich von den Städten Nordwesteuropas ab, denn sie wuchern weitgehend planlos in das von zuwandernden Familienverbänden weitgehend selbständig mit kleinen Häusern bebaute Umland hinein, ohne dass es in der Regel zu eigentlicher Slumbildung kommt. Zu dieser Planlosigkeit gehört schließlich die regelmäßig nachträglich

ierung und Geselligkeit in den Städten des ausgehenden Zarenreiches, Göttingen 2002, S. 11-166.

³⁷ Vgl. nur Dietmar Neutatz, 'Schmiede des neuen Menschen' und Kostprobe des Sozialismus: Utopien des Moskauer Metrobaus, in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*, München 2003, 41-46.

³⁸ Vgl. Eric Mumford, *The CIAM Discourse on Urbanism: 1928-1960*, Cambridge, Ma. 2000 sowie Helmuth Altrichter, "Living the Revolution". Stadt und Stadtplanung in Stalins Russland, in: Hardtwig, *Utopie*, S. 57-75.

³⁹ Zu den Umsetzungsschwierigkeiten ist die Fallstudie von Stephen Kotkin, *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization*, Berkeley, Ca. 1995 besonders eindrucksvoll; vgl. auch Timothy J. Colton, *Moscow. Governing the Socialist Metropolis*, Cambridge, Ma. 1995.

⁴⁰ Vgl. Sotiris Chtouris/Elisabeth Heidenreich/Detlev Ipsen, *Von der Wildnis zum urbanen Raum. Zur Logik der peripheren Verstädterung am Beispiel Athen*, Frankfurt 1993 sowie Volker Kreibich u.a. (Hrsg.), *Rom – Madrid – Athen. Die neue Rolle der städtischen Peripherie*, Dortmund 1993.

erfolgende Legalisierung dieser „wilden“ Bautätigkeit ebenso wie das fehlende staatliche Engagement auf dem Gebiet der Wohnungsversorgung. Zu den oben aufgelisteten Charakteristika der europäischen Stadt stehen diese Kennzeichen in deutlichem Widerspruch, weshalb den bislang wenig erforschten Städten Süd- und insbesondere Südosteuropas verstärkte Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte.

Zeitlicher Rahmen und zeitliche Differenzierung

Sind damit die problematisch bleibenden räumlichen Grenzen einer Geschichte der europäischen Stadt in etwa abgesteckt, bleibt im nächsten Schritt der zeitliche Rahmen zu diskutieren. Dabei spricht wenig für die Übernahme der politikgeschichtlich durchaus plausiblen Konstruktion eines „kurzen“ 20. Jahrhunderts vom Ersten Weltkrieg bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion.⁴¹ In urbanisierungs- und stadtgeschichtlicher Perspektive wie überhaupt für sozial- und kulturgeschichtliche Fragestellungen dürfte es vielmehr sinnvoll sein, das 20. Jahrhundert mit der Entstehung der Massengesellschaft in den 1880er Jahren beginnen zu lassen. Entstehungsort dieser Massengesellschaft ist ja gerade die Großstadt, die in dieser Zeit nicht zufällig zum Symbol der Moderne wird, ohne dass dieser schillernde Begriff hier eingehender diskutiert werden kann.⁴² Nun soll die gesamteuropäische Datierung des Beginns einer solchen „Moderne“ auf die 1880er Jahre keineswegs die enormen Ungleichzeitigkeiten innerhalb des europäischen Städtewesens verwischen. Dennoch ist auffällig, wie rasch auch vergleichsweise spät zu Großstädten aufgestiegene Metropolen wie etwa Budapest über deren Insignien wie Großkaufhäuser und Untergrundbahnen verfügten.⁴³ Und umgekehrt ist der Einschnitt der 1880er Jahre unlängst auch für die britische Gesellschaft noch einmal prononciert herausgearbeitet worden, die hinsichtlich der Verstädterung, des Massenkonsums oder der Kommerzialisierung der Freizeit ja ohne Zweifel als Pionier der europäischen Entwicklung gelten muss.⁴⁴ Ungleich schwieriger ist aufgrund der geringen zeitlichen Distanz die Festlegung eines Endes des 20. Jahrhunderts. Ob die dafür in Vorschlag gebrachten Veränderungen der 1960er Jahre sich auch im Rück-

⁴¹ Vgl. Eric Hobsbawm, *Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914-1991*, London 1994.

⁴² Anregend hierzu ist z.B. David Frisby, *Cityscapes of Modernity. Critical Explorations*, Cambridge 2001.

⁴³ Vgl. Gábor Gyáni, *Department Stores and Middle-Class Consumerism in Budapest, 1896-1939*, in: Geoffrey Crossick/Serge Jaumain (Hrsg.), *Cathedrals of Consumption. The European Department Store, 1850-1939*, Aldershot 1999, S. 208-224 sowie Thomas Bender/Carl E. Schorske (Hrsg.), *Budapest and New York. Studies in Metropolitan Transformation, 1870-1930*, New York, N.Y. 1994.

⁴⁴ Vgl. Richard Price, *British Society, 1680-1880. Dynamism, Containment and Change*, Cambridge 1999 sowie John K. Walton, *Towns and Consumerism*, in: Dauntton (Hrsg.), Cambridge, S. 715-744, bes. S. 727.

blick der nächsten Jahre und Jahrzehnte als tief greifend genug erweisen werden, scheint noch nicht ausgemacht.⁴⁵ Von daher spricht vieles dafür, die letzten dreißig bis vierzig Jahre gerade nicht auszublenden, auch um den angestrebten Anschluss an die aktuelle Stadtdiskussion zu erleichtern.

Hält man dergestalt den zeitlichen Rahmen einer Geschichte der europäischen Stadt des 20. Jahrhunderts – aus eingestandenermaßen primär pragmatischen Gründen – zur unmittelbaren Gegenwart hin offen, kommt man gleichwohl um den Versuch einer weiteren Periodisierung dieses 20. Jahrhunderts nicht herum. Vier Zeitschnitte bieten sich an. Zunächst markiert der Erste Weltkrieg und die auf ihn folgende revolutionäre Krise auch in urbanisierungs- und stadtgeschichtlicher Sicht einen hinreichend tiefen Einschnitt, um die Zeit von den 1880er Jahren bis seinem Ausbruch als Einheit zu begreifen, wenngleich für Teilaspekte ein über den Krieg hinausgreifender Ansatz sinnvoll bleibt.⁴⁶ Das gilt hinsichtlich der wirtschaftlichen und in Teilen Europas auch der demographischen Verhältnisse ebenso wie mit Blick auf den politischen Rahmen. Nahezu durchgängig erweiterten sich die Möglichkeiten politischer Partizipation (wenngleich hier Rückschläge für die Zwischenkriegszeit gleichfalls typisch waren), stieg die Bereitschaft des Staates zu Interventionen und sozialpolitischem Engagement und sank – dementsprechend – das Ausmaß kommunaler Autonomie.⁴⁷ Ansätze zu diesen Entwicklungen sind schon während der Kriegsjahre selbst unübersehbar.⁴⁸

Eine zweite Teilepoche innerhalb einer europäischen Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts bildet sicherlich das Zeitalter der beiden Weltkriege. In Teilbereichen wie der Architekturgeschichte, der Stadtplanungshistorie oder des Siedlungsbaus kann es als gut erforscht auch hinsichtlich gemeineuropäischer Gemeinsamkeiten und Unterschiede gelten.⁴⁹ Insgesamt ist jedoch auffallend, wie stark die Erforschung der Zwischenkriegszeit von der der beiden Weltkriege selbst isoliert bleibt.

⁴⁵ Vgl. dazu Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, in: dies. (Hrsg.), *dass.*, Frankfurt 1999, S. 9-20.

⁴⁶ Vgl. neben Rodgers, *Crossings*; Helen Meller, *European Cities 1890-1930. History, Culture and the Built Environment*, Chichester 2001 oder Uwe Kühl (Hrsg.), *Der Munizipalsozialismus in Europa*, München 2001.

⁴⁷ Vgl. aus der kleinen Zahl vergleichend angelegter Arbeiten nur Clemens Zimmermann, *Der Erste Weltkrieg und der soziale Wohnungsbau. Fünf europäische Staaten im Vergleich*, in: Rainer Hudemann/Francois Walter (Hrsg.), *Villes et guerres mondiales en Europe au XXe siècle*, Straßburg 1998, S. 51-73.

⁴⁸ Vgl. etwa Jay Winter/Jean-Louis Robert (Hrsg.), *Capital Cities at War. Paris, London, Berlin 1914-1919*, Cambridge 1997.

⁴⁹ Vgl. neben den bereits zitierten Monographien von Rodgers, *Crossings*, Mumford, CIAM oder Meller, *Cities* auch Günther Schulz (Hrsg.), *Wohnungspolitik im Sozialstaat. Deutsche und europäische Lösungen 1918-1960*, Düsseldorf 1993.

Während also das Ausmaß kriegerischer Zerstörung in den Städten durchaus in den Blick genommen wird, tritt die Gewalthaftigkeit der Zwischenkriegszeit selbst allzu sehr zurück.⁵⁰ Zwar sind auch hierzu in den letzten Jahren vorzügliche komparative Arbeiten erschienen, doch ist in ihnen – aufgrund anderer Fragestellungen – der Kampf um den städtischen Raum und die Zerstörung einer gewaltfreien städtischen Öffentlichkeit nur ansatzweise in eine stadtgeschichtliche Gesamtanalyse eingebettet.⁵¹ Das aber müsste eine Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert leisten, will sie nicht Gewalt als exogenen Einbruch in eine per se friedliche Urbanität missverstehen.

Auch wenn, wie die gemeineuropäisch weit in die Kriegszeit zurückreichende Nachkriegsplanung eindrücklich belegt, das Ende des Zweiten Weltkriegs keine Stunde Null markierte, lässt sich hier doch eine dritte Teilepoche einer europäischen Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts ansetzen, deren Ende wohl weniger durch die Veränderungen der 1960er Jahre als durch die Ölkrise der 1970er Jahre bezeichnet wird.⁵² Denn diese bezeichnete nicht nur den Beginn eines tief greifenden wirtschaftlichen Strukturwandels sondern auch das Ende einer letzten Phase des Bevölkerungswachstums in Europa. Angesichts einer bedeutungslos gewordenen Überseeauswanderung löste es im Zusammenspiel mit dem ausgeprägten Wohlstandsgefälle erhebliche innereuropäische Migrationsbewegungen aus, die aus den noch überwiegend agrarisch strukturierten Regionen Spaniens und Portugals, Italiens, Jugoslawiens oder Griechenlands in die Industriestaaten Nordwesteuropas führten.⁵³ Legt also schon das Wanderungsgeschehen eine gesamteuropäische Perspektive nahe, die noch um die massive Zuwanderung aus den ehemaligen europäischen Kolonien zu ergänzen wäre, spiegeln das die Schwerpunkte der vorliegenden stadt- und urbanisierungsgeschichtlichen Arbeiten nur unzureichend wider. Einer dieser Schwerpunkte liegt sicherlich auf der Stadt- und Regionalplanung, die – wie die ihr gewidmete Forschung – zunehmend berücksichtigte, dass

⁵⁰ Vgl. zu den beiden Weltkriegen neben Hudemann/Walter, Villes auch Marcus Funck/Roger Chickering (Hrsg.), *Endangered Cities. Military Power and Urban Societies in the Era of the World Wars*, Boston, Ma. 2004.

⁵¹ Vgl. Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39. Berlin und Paris im Vergleich*, München 1999 und Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA*, Köln 2002.

⁵² Vgl. zur Nachkriegsplanung im Krieg nur Jeffry M. Diefendorf (Hrsg.), *Rebuilding Europe's Bombed Cities*, London 1990 sowie ergänzend Helen Meller, *Towns, Plans and Society in Modern Britain*, Cambridge 1997, Kap. V.

⁵³ Einige Basisdaten sind bequem greifbar bei Massimo Livi Bacci, *Europa und seine Menschen. Eine Bevölkerungsgeschichte*, München 1999, S. 212ff. sowie bei Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000, S. 301-323.

der Blick über etablierte Stadtgrenzen hinaus auf größere Agglomerationsräume gerichtet werden muss. Die um London zentrierten *new towns*, die holländische *Randstad* sowie die schwedischen Mustersiedlungen bei Stockholm zählen hier zu den am häufigsten untersuchten Gegenständen, aber auch sonst ist die Beschränkung auf Nordwesteuropa leider typisch.⁵⁴ Das gilt in etwas geringerem Maße auch für die insgesamt weit fortgeschrittene und die Perspektiven einer bloßen Planungsgeschichte überschreitende Erforschung des sozialen Wohnungsbaus der 1950er und 1960er Jahre, dessen Instrumentarium in den meisten südeuropäischen Ländern zwar ausgebildet aber kaum benutzt worden ist.⁵⁵ In dieser Zeit dürfte also der gelegentlich von der Soziologie und der Konsumgeschichte postulierte Fordismus, für den die wohlfahrtsstaatliche Ausgestaltung kaum weniger wichtig ist als die rationalisierte Massenproduktion und der einer breiten Bevölkerungsmehrheit mögliche Massenkonsum, im Mittelmeerraum kaum nachweisbar sein.⁵⁶ Und für den Vergleich mit den sozialistischen Ländern Ost- und Ostmitteleuropas fehlen noch weitgehend die begrifflichen Grundlagen.⁵⁷ Zwar ist die kontinentaleuropäische Gemeinsamkeit des Baus von vielgeschossigen Blocks des sozialen Wohnungsbaus an der städtischen Peripherie unübersehbar, doch erschöpfen sich die Unterschiede des Lebens in den Großblöcken von Bibirevo (Moskau) oder der Berliner Gropiusstadt eben nicht im weit auseinanderklaffenden Wohlstandsniveau der jeweils dort Wohnenden.⁵⁸ Aus urbanisierungs- und stadtschichtlicher Sicht wäre hier neben der Überwindung der immer noch verbreiteten planungsgeschichtlichen Engführung die integrierte Erforschung des sozialen Wohnungsbaus auf der einen und der Suburbanisierung auf der anderen Seite ange-

⁵⁴ Repräsentativ ist Hans van der Cammen (Hrsg.), *Four Metropolises in Western Europe. Development and Urban Planning of London, Paris, Randstad Holland and the Ruhr Region*, Assen 1988; vgl. auch Georges Benko/Alain Lipietz (Hrsg.), *La richesse des régions. La nouvelle géographie socio-économique*, Paris 2000.

⁵⁵ Vgl. nur Walter Prigge/Wilfried Kaib (Hrsg.), *Sozialer Wohnungsbau im internationalen Vergleich*, Frankfurt 1988.

⁵⁶ Vgl. zur konsumhistorischen Perspektive nur Victoria de Grazia, *Changing Consumption Regimes in Europe, 1930-1970. Comparative Perspectives on the Distribution Problem*, in: Susan Strasser/Charles McGovern/Matthias Judt (Hrsg.), *Getting and Spending. European and American Consumer Societies in the Twentieth Century*, Cambridge 1998, S. 59-83.

⁵⁷ Vgl. aber die ersten Ansätze bei Hannes Siegrist/Bo Strath (Hrsg.), *Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Planung und gesellschaftliche Steuerung in den beiden deutschen Staaten und Schweden 1945-1990*, (=Comparativ VI:3) Leipzig 1996.

⁵⁸ Zu den nicht nur zwischen Ost- und West-, sondern auch zwischen Süd- und Nordeuropa in den 1950er und 1960er Jahren eklatanten Wohlstandsdifferenzen sind die dem Beitrag von Hartmut Kaelble, *Europäische Besonderheiten des Massenkonsums 1950-1990*, in: Hannes Siegrist/Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka (Hrsg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt 1997, S. 169-203 beigegebenen Tabellen sehr instruktiv.

zeigt. Letztere ist aber bislang für die meisten europäischen Länder bestenfalls in Ansätzen untersucht.⁵⁹

Nun wird auch und gerade der sogenannte Systemvergleich darüber entscheiden, ob es sinnvoll ist, eine mit der Ölkrise von 1973 beginnende und zur Zukunft hin offene vierte Teilepoche einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert anzusetzen. Schließlich markieren die Transformationsprobleme der ehemals sozialistischen Länder einen ebenso tief greifenden wie unübersehbaren Einschnitt in deren Stadtgeschichte, wenngleich vieles seit den 1990er Jahren auf eine „Verwestlichung“ von Städten wie Moskau oder Budapest hindeutet.⁶⁰ Dazu zählt die soziale Polarisierung der städtischen Bevölkerung, über die in der ganz von der Stadtsoziologie beherrschten aktuellen Debatte weitgehende Einigkeit besteht.⁶¹ Sie wird – mit im Einzelnen ganz unterschiedlichen Nuancierungen – in der Regel in den doppelten Zusammenhang von Globalisierung und „postfordistischem“ oder auch neoliberalen Abbau sozial- und wohlfahrtsstaatlicher Stadt- und Wohnungspolitik gestellt. Dabei verstärken die unvermittelte wirksam werdenden Kräfte des Marktes inklusive eines zunehmend weltweiten Arbeitsmarktes nicht nur das Ausmaß sozialer Ungleichheit per se, sondern auch deren räumlichen Niederschlag. Denn während große Teile der Mittelschichten im Zuge der Suburbanisierung den Städten den Rücken gekehrt hätten, trafen in den Kernstädten zunehmend besonders wohlhabende Schichten mit den gleichsam zurückgelassenen Armen und Arbeitslosen, Alten und Ausländern zusammen. Die so eingeordnete Gentrifizierung von zentrumsnahen Stadtvierteln wird von daher nur noch selten als hoffnungsfroher Aufbruch in eine „Neue Urbanität“ eingeordnet, sondern als Anzeichen der in amerikanischen Städten längst zu beobachtenden Abschottung von Ghettos auf der einen, gut bewachten Zitadellen des Luxus auf der anderen Seite interpretiert.⁶²

⁵⁹ Dies gilt allerdings nicht für England; vgl. nur Mark Clapson, *Invincible Green Suburbs, Brave New Towns. Social Change and Urban Dispersal in Post-war England*, Manchester 1998.

⁶⁰ Vgl. etwa Jörg Stadelbauer, *Moskau – postsozialistische Megastadt*, in: Andreas Sohn/Hermann Weber (Hrsg.), *Hauptstädte und Global Cities an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*, Bochum 2000, S. 329-348; Zoltán Kovács/Reinhard Wießner, *Stadt- und Wohnungsmarktentwicklung in Budapest. Zur Entwicklung der innerstädtischen Wohnquartiere im Transformationsprozess*, Leipzig 1999 und Judit Bodnár, *Urbane Fragmentierung: Der Fall Budapest*, *WeltTrends. Zeitschrift für internationale Politik und vergleichende Studien* XVII (1997), S. 47-69.

⁶¹ Vgl. aus der Fülle neuerer Sammelbände nur John O'Loughlin/Jürgen Friedrichs (Hrsg.), *Social Polarization in Post-Industrial Metropolises*, Berlin 1996 oder Peter Marcuse/Ronald van Kempen (Hrsg.), *Glob-alizing Cities. A New Spatial Order?*, Oxford 2000.

⁶² Hartmut Häußermann/Walter Siebel, *Neue Urbanität*, Frankfurt 1987; vgl. Jan van Weesep/Sako Musterd (Hg.), *Urban Housing for the Better-Off: Gentrification in Europe*, Utrecht 1991.

Wenngleich eine solche Zusammenfassung notgedrungen etwas holzschnittartig ausfällt und dem empirischen Reichtum gegenwartsbezogener Sozialforschung nicht gerecht wird, ist überdeutlich, in wie hohem Maße die aktuelle Diskussion von der eingangs angesprochenen Kontroverse um die Verteidigung der sozialen europäischen Stadt gegen Tendenzen der Amerikanisierung und Globalisierung geprägt ist.⁶³ Das ist weder verwunderlich noch illegitim. Bedauerlich ist indessen, dass sowohl jede historische Tiefendimension als auch die innere Vielfalt der europäischen Entwicklung auf der Strecke bleiben.⁶⁴ Der südeuropäischen Entwicklung wird, wie oben angedeutet, das Konstrukt der postfordistischen Stadt schon mangels eines vorhergehenden Fordismus kaum gerecht, und auch innerhalb Nordwesteuropas sind die Unterschiede enorm. Nimmt man etwa den Wandel der Einkommensverteilung während der letzten dreißig bis vierzig Jahre zum Maßstab, dann fällt eben bei einem Vergleich zwischen Frankreich, (West-) Deutschland, Italien, Schweden und dem Vereinigten Königreich auf, dass nur in Großbritannien und Schweden die einkommensstärksten zwanzig Prozent ihren Anteil haben steigern können, während das entsprechende Fünftel in Frankreich, Italien und Westdeutschland zu den relativen Verlierern im Einkommenskampf zählte.⁶⁵ Nun gibt es keinen Grund, einen einzelnen Indikator überzubewerten, und hier ist nicht der Ort, die Analyse systematisch auszuweiten. Festzuhalten bleibt jedoch die schlichte Einsicht, dass sich die Entwicklung der europäischen Stadt des 20. Jahrhunderts durchgängig und in zunehmendem Maße im Rahmen überwiegend national organisierter Wohlfahrtsstaaten vollzog und vollzieht und dass die Bastionen dieser Wohlfahrtsstaaten wohl nicht durchgängig schon in dem Maße geschliffen sind, wie uns seine Verteidiger unter den Stadtsoziologen aus verständlichen Gründen glauben machen wollen.⁶⁶

⁶³ Vgl. aus der reichen empirischen Forschung nur Vergleichsstudien wie Jan van Weesep, *Housing the „Guest workers“*, in: Costis Hadjimichalis/David Sadler (Hrsg.), *Europe at the Margins: New Mosaics of Inequality*, Chichester 1995, S. 167-194 und als Beispiel für die Amerikafixiertheit der Diskussion Hartmut Häußermann, *Amerikanisierung der deutschen Städte – Divergenz und Konvergenz*, Centrum. Jahrbuch Architektur und Stadt 1997-1998, S. 92-96.

⁶⁴ Gerade deshalb ist es so bedauerlich, dass historische Studien zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie John Foot, *Milan since the Miracle. City, Culture and Identity*, Oxford 2001 bislang so rar sind.

⁶⁵ Die entsprechenden Graphiken bei Derek Hoff, *Statistical Appendix: Income Inequality in Seven Nations – France, Germany, Italy, Japan, Sweden, the United Kingdom and the United States*, in: Olivier Zunz/Leonard Schoppa/Nobuhiro Hiwatari (Hrsg.), *Social Contracts under Stress. The Middle Classes of America, Europe, and Japan at the Turn of the Century*, New York, N.Y. 2002, S. 401-409.

⁶⁶ Vgl. Juhani Lehto, *Different Cities in Different Welfare States*, in: Bagnasco/Le Galès, *Cities*, S. 112-130.

Schlussfolgerungen

Wie ließe sich nun der hier insbesondere für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts als so unbefriedigend beschriebene Forschungsstand von Seiten der Urbanisierungs- und Stadtgeschichte verbessern? Ohne damit andere Fragestellungen ausschließen zu wollen, scheint die Konzentration auf drei systematische Perspektiven sinnvoll. Am Anfang müsste gerade angesichts der aktuellen Diskussion um die Zukunft der Stadt die Frage nach deren zentralörtlicher Bedeutung stehen. Zentralität zu thematisieren, bedeutet zunächst lediglich, auch für das 20. Jahrhundert nach der Konzentration von Funktionen im (groß-)städtischen Raum zu fragen, deretwegen sich Menschen, bzw. bestimmte Menschengruppen dort zusammenballen. Dass dies nach dem Ersten Weltkrieg in Teilen Europas nicht länger im gleichen spektakulären Ausmaß stattfand wie in der Hochphase der schwerindustriellen Entwicklung und insbesondere des Bergbaus, macht diese Frage keineswegs obsolet, zumal große Teile Süd- und Osteuropas jetzt erst zu städtisch geprägten Regionen wurden. Dabei wäre es wichtig, die veränderlichen Bedingungen der Bevölkerungszusammenballung systematisch in den Blick zu nehmen, wenngleich offenkundig der staatliche Steuerungsanspruch im 20. Jahrhundert eine ganz neue Qualität gewonnen hat. Dessen Wirksamkeit darf indessen nicht vorschnell unterstellt werden, sondern ist im Kontext geografischer und ökonomischer Standortfaktoren zu untersuchen. Hierzu bieten sowohl neuere ökonomische als auch geografische Arbeiten wichtige Anregungen, ohne schon einen geeigneten Rahmen für eine Längsschnittanalyse des 20. Jahrhunderts bereit zu stellen.⁶⁷ Ob sich dabei das von der Industrie induzierte Städtewachstum des 19. und weiter Teile des 20. Jahrhunderts in längerfristiger Betrachtung als Sonderfall herausstellen wird, scheint gegenwärtig noch offen, auch wenn auffällig ist, wie direkt z.B. Saskia Sassens Erklärung des Wachstums der *global cities* die anhand vormoderner Städte entwickelte Unterscheidung Sombarts von Städtebildnern und Städtefüllern übernimmt.⁶⁸

Für eine Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhunderts ist das zunächst gleichfalls abstrakte Konzept der Heterogenität von noch größerer Bedeutung. Es knüpft an die bekannte Stadtdefinition von Louis Wirth an, der zufolge eine Stadt „a relatively large, dense, and permanent settlement of socially heterogeneous indi-

⁶⁷ Vgl. zu den *economics of agglomeration* exemplarisch nur Michael Ball/David Sunderland, *An Economic History of London 1800-1914*, London 2001 und von geografischer Seite Allen J. Scott/Edward W. Soja (Hrsg.), *The City. Los Angeles and Urban Theory at the End of the Twentieth Century*, Berkeley, Ca. 1996.

⁶⁸ Vgl. Sassen, *Global City* mit Werner Sombart, *Der Begriff der Stadt und das Wesen der Städtebildung*, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* XXV (1907), S. 1-9.

viduals“ ist.⁶⁹ Die daraus unmittelbar folgende klassische Frage der Stadtsoziologie nach den Mustern der räumlichen Segregation dieser ja auch in ethnischer und kultureller Hinsicht „heterogeneous individuals“ muss dabei drei epochenspezifische Wendungen erfahren. Zum einen ist angesichts der neuen Qualität planerischer Eingriffe und indirekter Steuerungsmittel wie z.B. steuerlicher Vorteile nach den Intentionen und Realisierungen stadträumlicher Konzepte zu fragen. Dabei hält der bewusst recht abstrakt angelegte Begriff der Heterogenität die Möglichkeit bereit, die auf soziale Homogenität abzielenden Steuerungsanstrengungen in den sich als sozialistisch begreifenden Staaten Ost- und Ostmitteleuropas vergleichend einzubeziehen. Zum anderen sollte danach gefragt werden, welche Auswirkungen die verschiedenen Migrationswellen auf die räumliche Dimension sozialer Ungleichheit in europäischen Städten hatten, insbesondere auch welche Auswirkungen die Deindustrialisierung der letzten dreißig Jahre auf die zu beobachtenden Mechanismen von Inklusion und Exklusion hatte. Und schließlich ist die Möglichkeit in Rechnung zu stellen und empirisch zu überprüfen, wonach die Fixierung von Stadtsoziologie und sozialgeschichtlich interessierter Stadtgeschichte auf *patterns on the ground* den Blick für den enträumlichten Netzwerkcharakter ethnischer und anderer Identitäten verstellt, deren Dominanz nicht nur Arjun Appadurai für unsere Gegenwart behauptet.⁷⁰

Das dahinter stehende allgemeine Verständnis von Gesellschaft als nicht länger auf räumlich verortbaren Interaktionen unter Einschluss von face-to-face-Kommunikation beruhend, sondern vielmehr allein durch kommunikative Netzwerke konstituiert, hat Implikationen auch für das dritte hier interessierende Stichwort. „Öffentlichkeit“ ruft schließlich in Erinnerung, welch zentralen Stellenwert die Stadt lange als Ort besessen hat, wo nicht zuletzt die aus Heterogenität wohl unvermeidlich resultierenden Interessenkonflikte öffentlich verhandelt werden konnten. Für das 19. Jahrhundert ist der diesbezügliche Modellcharakter der Städte häufig thematisiert worden. Inwiefern die Städte auch im 20. Jahrhundert eine vergleichbare Funktion haben ausüben können, ist dagegen für Europa bislang ebenso wenig untersucht worden wie Prozesse der Privatisierung, Kommerzialisierung oder gar Militarisierung öffentlichen Raums, die in der nordamerikanischen Diskussion eine so große Rolle spielen.⁷¹ Auch hier sollte keine vorschnelle Unterstellung gleich-

⁶⁹ Louis Wirth, *Urbanism as a Way of Life*, wieder in: Richard T. LeGates/Frederic Stout (Hrsg.), *The City Reader*, London 2000, S. 98-105, hier S. 98 (zuerst 1938).

⁷⁰ Vgl. Arjun Appadurai, *Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie*, in: Ulrich Beck (Hrsg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt 1998, S. 11-40.

⁷¹ Vgl. stellvertretend Mike Davis, *City of Quartz. Excavating the Future in Los Angeles*, London 1990 und ders., *Dead Cities and Other Tales*, New York, N.Y. 2002.

gerichteter Entwicklungen vorgenommen werden, sondern z.B. systematisch untersucht werden, wie und warum in der Zwischenkriegszeit in Berlin wie in Barcelona, in Budapest wie in Bologna gewaltsame Auseinandersetzungen an die Stelle friedlicher Modi der Konfliktaustragung traten, ob und in welchem Maße trotz des weitgehenden Verlustes städtischer Autonomie nach 1945 bzw. nach 1990 der städtische Raum eine Wiederbelebung älterer zivilgesellschaftlicher Strukturen ermöglichte und ob und inwieweit von neuen sozialen Bewegungen von Hausbesetzern bis zu Stadtteilvereinen seit den 1970er Jahren Impulse zur Wiederbelebung und Transformation einer städtischen Öffentlichkeit im Sinne eines Verhandlungsforums für aus der Heterogenität der städtischen Gesellschaft erwachsende Konflikte ausgegangen sind. Wenn dabei von Wiederbelebung die Rede ist, signalisiert das nicht nur eine gewisse Nostalgie sondern – damit einhergehend – auch die Gefahr der normativen Überhöhung der Analysekatgorie „städtische Öffentlichkeit“. Ihr Gebrauch sollte daher ein sehr reflektierter sein, doch scheint der Begriff zur noch ausstehenden Beschreibung des Wandels des 20. Jahrhunderts unverzichtbar. Die Rede von vernetzten Datenbanken „als möglichen Nachfolgern des öffentlichen urbanen Raumes“ bedeutet nämlich nicht, dass eine solche Beschreibung für das Verständnis unserer Gegenwart verzichtbar wäre, sondern erinnert lediglich daran, wie wenig wir über zentrale Wandlungsprozesse der Urbanisierungs- und Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts wissen.⁷² - Die drei hier vorgeschlagenen thematischen Achsen einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert erheben keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.⁷³ Ihre Bearbeitung würde aber nicht nur der noch wenig behandelten Zeitgeschichte der Urbanisierung einige Impulse geben, sondern auch deren Ergebnisse für die aktuelle Stadtdiskussion nutzbar machen können.

Friedrich Lenger, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Gießen, E-mail: Friedrich.Lenger@geschichte.uni-giessen.de

⁷² Florian Rötzer, Urbanität in den Netzen. Vom Take-Over der Städte, in: Gotthard Fuchs/Bernhard Moltmann/Walter Prigge (Hrsg.), *Mythos Metropole*, Frankfurt 1995, S. 195-208, hier S. 206.

⁷³ Zu allen drei Aspekten bieten die Beiträge zu Friedrich Lenger/Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion*, Köln 2005 weiterführende Überlegungen an.

Entgrenzung des Städtischen? (Tagungsbericht)

Haben ein ausufernder Verstädterungsprozess und die Globalisierung eine Agonie des europäischen Stadttypus bewirkt, die ‚Entgrenzung‘ von Urbanität durch das Schwinden traditioneller Akkulturationsformen im öffentlichen Raum der Stadt? Eine interdisziplinär und international angelegte, von der VW-Stiftung geförderte Tagung unter der Leitung von Adelheid von Saldern (Hannover) unter dem Titel “Auf dem Weg zur Entgrenzung des Städtischen? Zur Transformation urbaner Öffentlichkeiten durch Medien und Kommunikationssysteme in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts” vom 19. bis 21. November 2004 in Loccum, hinterfragte den Wandel von Wahrnehmungsmustern und Sinndeutungen des Städtischen, das Akteurshandeln und die mediale Stadtinszenierung seit den 1960er Jahren.

In der Periodisierung dieses Themenfeldes markierte von Saldern die siebziger Jahre als den “Dachfirst” für die Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts¹, als die Sattelzeit zwischen den wachstumsintensiven fünfziger und sechziger Jahren und der langen Konsolidierungsphase in den achtziger und neunziger Jahren. Die siebziger Jahre waren eine Zeit ausufernder Experimente, eine Zeit der Rückbesinnung in der beginnenden Historizität von Nostalgie, aber auch des demokratischen Aufbruchs in basisnaher Politisierung. Sowohl die abrupte und massenwirksame Zunahme einer partizipativen Streitkultur von unten, aus Bürgerinitiativen, als auch die Kommerzialisierung und Festivalisierung von Kulturangeboten veränderten auf lange Sicht und nachhaltig die Wahrnehmungsmuster im öffentlichen Stadtraum. Es entstanden transitorische *mental maps* der Stadtbewohner als Stadtbürger, welche die Frage nach der Entgrenzung auch der lokalen Sinndeutungen legitimieren.

In ihrer Einleitung betonte Adelheid von Saldern darüber hinaus die Bedeutung von Stadt als eines mehrdeutigen Erfahrungsraumes von imaginierten, inszenierten und konstruierten Sinndeutungen. Stadtpolitik initiierte Wahrnehmungsmuster oder wurde mit unbeabsichtigt entstandenen konfrontiert. Ziel der Tagung war es, die rasanten Transformationen und die Deutungskämpfe zwischen informellen Öff-

¹ Aktuell in den Fokus der Historiographie gerückt durch AfS 2004, Die siebziger Jahre.

fentlichkeiten und machtvollen Akteuren mit interdisziplinären kulturwissenschaftlichen Fragestellungen zu analysieren. Dies geschah in sechs Themenbereichen im Spannungsfeld von Technik-, Kultur- und politischer Diskursgeschichte: 1. Verkehr 2. Identitätspolitik und bürgerschaftliches Engagement 3. Festivalisierung und Malls 4. emanzipative Gegenkulturen 5. Medialisierung und 6. Suburbanisierung.

Martina Heßler (Aachen) beschrieb die dezentrale Zentrumsbildung in suburbanen Wissenschaftsstandorten sowohl als Etappe auf dem Weg zur Ökonomisierung der Naturwissenschaften, die durch ihre Standortverlagerung nach außen bewirkt wurde, als auch als Neuentdeckung des Städtischen. Urbanität wurde in den Münchner Technikerstädten wie Garching oder Martinsried erst seit den neunziger Jahren verstärkt nachgefragt und dann lediglich als Kulisse: Wenn ein Brunnen auf der ‚Piazza‘ zwischen den Bürogebäuden aufgestellt wurde, sollte ‚Ambiente‘ den reduzierten Utilitarismus monofunktionaler Raumbildung abmildern, sollte die Möblierung das Verschwinden des öffentlichen Raumes kompensieren.

Barbara Schmucki (York) betonte, dass Bewohnerproteste gegen Schnellstraßen den späten Bruch mit dem Leitbild von Stadt als planbarer Verkehrsmaschine herbei führten. Werner Plumpe (Frankfurt/M.) stellte grundsätzlich in Frage, ob die Stadt noch der Referenzraum sei, auf den sich Politiker in ihrer Gesellschaftsplanung seit den siebziger Jahren bezogen hätten. Vielmehr habe aufgrund des extrem zunehmenden kommerziellen Flächenbedarfes selbst die Bewahrung historischer Ensemblestrukturen einfach keine Rolle mehr gespielt. So belege die Genese des Frankfurter Bankenviertels einen Leitbildverlust traditioneller Urbanität, der eine grundlegende Neuinszenierung der Innenstadt zur Folge gehabt habe.

Der fortgesetzte, groß angelegte Umbau der Innenstädte wurde in die städtische Imagepolitik integriert, wie Lu Seegers (Gießen) zeigte. In Stadtfilmen über den Bau der hannoverschen U-Bahn zwischen 1967 und 1975 kann der generationsspezifische Wandel von der bloßen Verkehrs- zur integrativen Gesellschaftspolitik nachgewiesen werden: Die Bürger wurden als Partner der Verwaltung dargestellt und nachgefragt, welche die mittelfristige Dauerbelastung durch riesenhafte innerstädtische Baustellen dann ertragen konnten, wenn ihnen die Vorteile einer zukünftigen humanen Stadt aufgezeigt und diese medial und auch in Festivals kommuniziert wurden.

Georg Wagner-Kyora (Hannover/Halle) berichtete über Debatten zur Rekonstruktion kriegszerstörter Baudenkmale. Während sich die Dortmunder Kommunalpolitik mangels Investoreninteresses im Jahr 1976 gegen den ‚Wiederaufbau‘ des Alten Rathauses aussprach, gelang es der Braunschweiger Stadtverwaltung bis 1994,

ein monumentales frühneuzeitliches Fachwerkgebäude wieder zu errichten. Hierbei konnte sie eine spezifische stadträumlichen Situation, die zentrale Lage der Alten Waage in einem Straßenmarkt, als das entscheidende Argument propagieren und Anwohnerproteste dagegen marginalisieren.

In seinem Kommentar ordnete Krijn Thijs (Amsterdam) städtische Identitätspolitik drei Varianten ihrer alltagspraktischen Historisierung zu: 1. dem interstädtischen Wettbewerb, 2. einer diachronen, nicht-linearen Konstruktion von Erinnerung und 3. der scharfen Abgrenzung des Städtischen von übergreifenden Identitätsangeboten wie Staat, Volk und Nation, um legitimatorische Potentiale eigenständig entfalten zu können. Eine instrumentelle Stadtgeschichtsschreibung laviere zwischen selektiver Kontinuität und der zeitlichen Entgrenzung von Stadtidentitätsbildung. Lokale Identitätspolitik richte sich dennoch nach dem Leitbild städtischer Universalität und stigmatisiere Provinzialität.

Roland Roth (Magdeburg) hob die Bedeutung des Konzepts der ‚Bürgerkommune‘ für eine “Wiedergewinnung des Städtischen” durch partizipative Willensbildung hervor und Sid Auffarth (Hannover) betonte die frappierende Durchschlagskraft, welche bürgerschaftliche Mitbestimmungsoptionen in Hannover schon seit den fünfziger Jahren erlangt hatten. Bürger konnten damit ihre Eigeninteressen in der Stadtplanung nach den Regularien des Städtebauförderungsgesetzes geltend machen. Mediale Inszenierungen in Festen wurden von Gottfried Korff (Tübingen), als manifeste Stadtentwicklungspolitik “mit Arrangements von unten” definiert, die allerdings nicht auf bildungsferne Klassen ausstrahlen.

Beate Binder (Berlin) erinnerte daran, dass der Begriff Urbanität als ein Kulturbegriff neu definiert werden müsse, um ausgehend von den Eckpunkten Kommunikation, Diskursivität und Stadtbürgerlichkeit die Öffnung der bürgerlichen Gesellschaft nach innen beschreiben zu können. Ergänzend analysierte der Stadtsoziologe Walter Siebel (Oldenburg) die Kommerzkultur der Mall mit einem kommunikativen Begriff von Öffentlichkeit in der Tradition der Kritischen Theorie. Wenn die Mall ihr Ziel, die totale Inszenierung angenehmer Privatheit in einem stillgelegten öffentlichen Raum erreiche, dominiere die Langeweile, welche die Urbanität als den Begegnungsraum des plötzlichen Fremden ausblende.

Ebenfalls unter dem Aspekt ihrer Medialisierung beschrieb Anthony McElligott (Cork) große Feste in den Städten der Weimarer Republik in ihrer Vorbildfunktion für die Bundesrepublik. In der Rheinlandfeier von 1930 wurde die nationale als eine lokale Identität inszeniert. Auch in der Bundesrepublik wurde Stadt als ein ‚total system‘ inszeniert, - unter Aufhebung der Trennung von öffentlicher und privater Sphäre. Gerade deshalb kennzeichne eine produktive Konkurrenz von Populärkultur und im weitesten Sinne ‚Altstadtkultur‘ die Festivalisierung bundesdeut-

scher Städte.

Die vierte Sektion unter dem Obertitel "Gelebte Stadt" thematisierte die Demokratisierungspotentiale von Gegenkulturen in den siebziger Jahren. Während die Jugendzentrumsbewegung auch auf dem Land subkulturell-alternative Zentren schuf (Detlef Siegfried, Kopenhagen/Hamburg) und damit ‚Provinz‘ als einen Kampfbegriff für eine nicht-urbane Protestidentität erfand, die in der Anti-AKW-Bewegung Massenwirksamkeit erlangte, wurde die akademisch gebildete Frauenbewegung mit der Langeweile suburban-befriedeter Lebensräume von Hausfrauen konfrontiert (Barbara Zibell/Hannover), der erst spät in Konzepten frauengerechter Stadtentwicklungspolitik gegengesteuert wurde. In der lebhaften Diskussion über die Veränderungspotentiale von Gegenkulturen mahnten Uta Schmidt und Krijn Thijs an, die Schärfe der politischen Auseinandersetzungen aus der alternativen Szene gegenüber den etablierten Machtkartellen retrospektiv nicht zu bagatellisieren und die Zeitzeugenperspektive kritisch zu hinterfragen.

Gesine Krüger (Zürich) beschrieb die europäische Wahrnehmung zeitgenössischer Megastädte wie Lagos in Nigeria, ein mit mehr als 12 Millionen Einwohnern riesenhaft aufgeblähter Suburbanisierungsraum ohne funktionierende städtische Infrastruktur, dessen Öffentlichkeit ohne zivilgesellschaftliche Organisation auskommen muss.

Nachdem der Gastgeber Jörg Calliess die Tagungsteilnehmer durch die Klosteranlage Loccum geführt und deren transkonfessionelle Historizität erläutert hatte, wurden in der fünften Sektion die Medien thematisiert. Uta Schmidt referierte den Beitrag von Ralf Schnell (Siegen) über Großstadttromane, unter denen Rolf Dieter Brinkmanns Hauptwerk ‚Rom.Blicke‘ den Endpunkt eines nicht mehr einheitlichen literarischen Großstadtdiskurses markiere, auch in seiner möglichen Vorbildwirkung für Stadtinszenierungen. Gregor Hassemer (für Günther Rager/Mainz) zeigte die Bandbreite einer in den siebziger Jahren neu geschaffenen lokalen Medienkultur in Stadtzeitungen und -magazinen sowie lokalen Hörfunkprogrammen auf und betonte den genuinen Lokalismus von Öffentlichkeit in institutionell verankerter Kommunikation.

In ihrem Kommentar forderte die Medienwissenschaftlerin Elisabeth Klaus (Salzburg) das Gendering von Kommunikationstechnologie ein. In der Vermischung von Information und Unterhaltung und in postmodernen Narrationen werde Kontinuität nicht mehr dargestellt, selbst dann nicht, wenn diese lokale Identitätsstiftungen anstrebten, etwa in der Darstellung von Lebenswelten. Vielmehr sei eine neue Öffentlichkeit von Grenzenlosigkeit entstanden. Dementsprechend hätten die 1920er Jahre bis Ende der 1970er Jahre ihre implizite Vorbildfunktion für die öffentliche Inszenierung von Großstadt beibehalten. Urban geprägte Printmedien

schufen symbolische Identitätsräume - den Körper, die Nation und weithin diffuse Raumbegriffe - und sie stellten die Relevanz des Städtischen grundsätzlich in Frage. Klaus betonte, dass das eigentlich Lokale erst in der Fragmentierung des Publikums sichtbar würde und dass demzufolge diese Fragmentierung immer als Konstituens von Stadtgeschichte thematisiert werden müsse. Zudem müsse immer die Frage nach der sozialen Gruppenzugehörigkeit gestellt werden: Wer wird integriert und wer wird aus dem städtischen Kommunikationsraum exkludiert?

Ein von Dieter Schott (Darmstadt) moderierter Round Table thematisierte im Anschluss Spezifika der Europäischen Stadt. Robert Morris (Edinburgh) hinterfragte ihre Potentiale vor dem Hintergrund der Globalisierung, betonte aber gleichzeitig die erstaunliche Beharrungskraft der Mittelschichten in der Wiederaneignung städtischer Räume in den vergangenen dreißig Jahren. Helen Meller (Nottingham) referierte über die Bedeutung der Grünflächenplanung für die Entwicklung europäischer Städte. Sie betonte die transnationale Bedeutung der aus der Gartenstadtkonzeption herrührenden Kleingärtnerbewegung, während Richard Rodger (Leicester) die dramatische Expansion der Suburbanisierung seit den 1960er Jahren, die eigenartigerweise von der Globalisierung nicht beeinträchtigt würde, als bestimmendes Moment der Stadtentwicklung hervor hob und sie anhand der daraus resultierenden Preisentwicklung in den Midlands mit quantifizierenden Methoden analysierte.

Susan Zimmermann (Budapest) zeigte die Besonderheiten der abrupten Modernisierung der ungarischen Hauptstadt im Transitionsprozess vom Staatssozialismus zur EU auf, die vor dem Hintergrund einer exzessiven Ökonomisierung ins Werk gesetzt würde und eine genuin europäische Stadtentwicklung nicht mehr zulasse. Dennoch bliebe diese der dominierende kulturelle Orientierungsrahmen.

Siebel formulierte eine interdisziplinär anschlussfähige Typologie, welche die Bestimmungsfaktoren der europäischen Stadt in fünf Punkten aufsummierte: 1. die Entwicklungspotentiale des europäischen Bürgertums 2. die daraus resultierende Alltagsutopie auf ein besseres Leben der Citoyen 3. die Urbanisierung als öffentliche Sphäre der Begegnung und der Aushandlung von Interessen 4. die klare Formvorstellung dessen, was einen öffentlichen Raum konstituiert und 5. die lange Tradition der geplanten Stadt und ihrer Planungsakteure in der Produktion von Raum und dessen Ausdeutung. Umstritten waren Reichweite und Erklärungskraft dieser Typologie, so dass sich am Abend eine längere anregende Debatte auch über den Begriff der europäischen Stadt insgesamt entspann.

Unter der Leitung von Jürgen Reulecke (Gießen) wurde am zweiten Tag Suburbanisierung vor dem Hintergrund ihrer langen, agrarromantischen Tradition als

Gegenwelt der ‚Metropolis‘ thematisiert, die in den zwanziger und dreißiger Jahren großstadtfeindlich überzeichnet worden war als ‚Parasitopolis‘ und als ‚Pathopolis‘. Axel Schildt stellte ein Forschungsprojekt der von ihm geleiteten Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg über den suburbanen Raum der Hansestadt vor. Mit seiner überaus heterogenen Bevölkerungsstruktur diene er seit den fünfziger Jahren zunächst als Auffangbecken der Butenhamburger und der Vertriebenen, die an den Schneisen des Eisenbahnverkehrs angesiedelt wurden. Die dort entstehende beliebige Hochhausarchitektur bewirkte ein schlechtes Image, das zwischen der Angst vor Verstädterung und einem lokalistischen Heimatgefühl oszillierte.

Axel Pribs (Regionsrat der Planungsregion Hannover) berichtete als Praktiker über das Management von Stadtentwicklung in den ‚Zwischenstädten‘ der Großregion Hannover, woraufhin Dorothee Wierling (Hamburg) einwarf, dass der Habitus der Planer als Mediatoren auch von verwaltungsfernen Bürgerinteressen ebenfalls hinterfragt werden müsse. In seinem Kommentar verwies Christoph Bernhardt (Erkner) auf die Traditionen einer reflektierten Kulturkritik, wie sie vom Gartenstadtkonzept in dasjenige der Suburbanisierung hinein ragte, während Heinz Reif (Berlin) die Grenzen dieses Entwicklungskonzeptes vor dem Hintergrund einer unbezahlbar teuren Infrastruktur betonte.

Die Abschlussdiskussion, die mangels Zeit leider nicht mehr gebündelt werden konnte, wurde eingeleitet durch ein Statement von Inge Marßolek (Bremen) über die konstituierende Rolle der Medien für die Produktion von urbanem Raum. Stadt würde vermehrt als Kulisse benutzt, um Handeln in beliebigen ‚Locations‘ zu zeigen, etwa Münster als Handlungsort in der Fernseh-Serie ‚Tatort‘. Konstitutiv für eine Neudefinition von urban history, das habe die Tagung gezeigt, seien Fragen nach Generationen, nach dem Akteurshandeln sowie der Verwissenschaftlichung von Sinndeutungsstrategien und auch nach der Popularisierung von Stadtentwicklungskonzepten.

Die Kultur- und Medienhistorikerin Eve Rosenhaft (Liverpool) warnte vor der Gleichsetzung von Stadtidentität mit Planeridentität. Konstitutiv für Stadtgeschichte sei die Simultaneität von älteren und neuen Kommunikationsformen, sei die mediale Inszenierung neben der Alltagsästhetik und immer auch die Klassenspezifika der Stadtbürger. Rosenhaft begrüßte ausdrücklich Siebels Typologie und regte an, vor deren Hintergrund die mental maps der Bewohner zu analysieren. Hierbei dürfe der Raum der armen Schichten nicht ausgeblendet werden, die no go-area neben der von Sicherheits- und Konsuminteressen geprägten mall. Festivalisierung sei als eine Art Stadtsanierung nach innen zu begreifen, als ein Aufbrechen und eine Öffnung des Kommunikationsraumes Stadt. Dennoch ergäbe sich die Frage, ob es sich hierbei nur um „versions of america“ handle oder um etwas genuin Neues

und/oder Anderes.

Insgesamt gesehen konnte die Produktion des Raumes Stadt, trotz weitgehender Unsicherheit über den Begriff der europäischen Stadt, umfassend thematisiert werden, wenngleich seine erfahrungsgeschichtliche Realität noch in weitaus größerem Umfange empirisch aufgearbeitet werden muss. Dazu gehört auch die Wahrnehmung des Fremden, insbesondere der Migration, deren Auswirkung auf die Integration und die Segregation von Räumen im anvisierten Tagungsband aufgearbeitet werden soll. Ein wesentliches Ergebnis der Tagung lag sicher in der Erkenntnis, dass die viel diskutierte Entgrenzung städtischer Sinnbezüge durch Gegentendenzen der Re-Urbanisierung aufgefangen und produktiv umgebogen wurde.

**Privatdozent an der Universität Halle-Wittenberg, wiss. Mitarbeiter an der Universität Hannover im DFG-Projekt "Wiederaufbau-Politik städtischer Wahrzeichen und ihre Sinndeutungen" bei Adelheid von Saldern,
E-mail: Georg.Wagner-Kyora@gmx.de**

History Sells. Eine interdisziplinäre Tagung zur Geschichte der Berlin-Images (Tagungsbericht)

An den Berliner Universitäten sorgt die rigorose Sparpolitik für Ausverkaufstimmung; die öffentliche Hand zieht sich aus den unterschiedlichsten städtischen Bereichen zurück. Das lässt Rufe nach „Public Private Partnerships“ laut werden. Die zweitägige Tagung „Selling Berlin: Außendarstellung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt“, die am 25. und 26. Februar an der Humboldt-Universität in Berlin stattfand, wurde von der Thyssen-Stiftung ermöglicht. Die Organisatoren Marc Schalenberg (Berlin) und Thomas Biskup (Oxford) stellten die Frage nach der Image-Produktion in und über Berlin in historischer Perspektive, denn nicht erst seit der postmodernen Deindustrialisierung betreiben europäische Großstädte ein aktives Stadtmarketing im Netz der internationalen Städtekonkurrenz. Lässt sich das Konzept des Stadtmarketings und der Außendarstellung auch auf das 18. und 19. Jahrhundert anwenden? Zur Beantwortung dieser Frage wurde auf Interdisziplinarität besonderer Wert gelegt: Durch Vertreter und Vertreterinnen der Geschichtswissenschaft, Politikwissenschaft, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, Stadtsoziologie, Theaterwissenschaft und Architektur aus Deutschland, Großbritannien und den USA bekam die Berlin-Forschung erfreuliche neue Impulse.

In chronologischer Folge widmete sich die Tagung dem 18., 19. und 20. Jahrhundert. Am Beispiel der Hohenzollernhochzeiten des 18. Jahrhunderts schilderte Daniel Schönflug (Berlin) in seinem differenzierten Beitrag den graduellen Wandel des Repräsentationsbedürfnisses der höfischen und städtischen Eliten: Nutzte der Adel die städtische Bühne als Mittel zur Darstellung von Außenbeziehungen und familiären Netzwerken, so konnte das Bürgertum seinen Deutungsspielraum nach und nach vergrößern. Thomas Biskup ergänzte zu diesem feudalen Stadtbild Berlinbilder aus Reiseliteratur und Presse, die bereits um 1800 die boomende, bürgerliche Großstadt propagierten. Im Kontext der Aufklärung war ein besonderes Berliner „Profil“ erkennbar, das in der deutschsprachigen Öffentlichkeit positiv oder negativ gewendet werden konnte.

Ob das biedermeierliche Berlin Residenz- oder Bürgerstadt gewesen sei, untersuchte Marc Schalenberg anhand von Literatur, Kunst, Architektur und Kunsthandwerk. Während die Königliche Porzellan-Manufaktur Vasen mit Berlinmotiven produzierte, steigerten die Bauten Karl Friedrich Schinkels den Wiedererkennungswert der Stadt und stellten wie die Stadtansichten Eduard Gaertners ein Identifikationsangebot auch für das Bürgertum dar. Das Image der prosperierenden und zivilen Bürgerstadt relativierte die herkömmliche Wahrnehmung als Militärstadt. Für Tilmann von Stockhausen (Dresden) stellte die Museumsinsel als „Public-Relation-Idee“ ein Erfolgsmodell der Museumsgeschichte des 19. Jahrhunderts dar, das schon früh zum „Markenverbund“ der Königlichen Museen führte. Die besondere topographische Lage sei bis heute ein Standortvorteil, der von anderen Orten wie dem Kulturforum nicht wettgemacht werden könne.

Die Sehnsucht nach „Alt-Berlin“ um 1900 wertete Katja Zelljadt (Boston) in ihrem unterhaltsamen Beitrag als frühe Erscheinung der Vermarktung von Geschichte: Das „Konsumobjekt Alt-Berlin“ müsse allerdings für jede Epoche historisiert werden. Eva Maria Froschauer (Weimar) schilderte die Suche nach einer spezifischen „Berliner Architektur“ in einer Architekturzeitschrift des frühen 20. Jahrhunderts. In seiner inspirierenden Keynote Lecture über „Berlin als Palimpsest“ erwies sich der britische Germanist David Midgley (Cambridge) als sensibler Berlinkenner: Tilgungen und Überschreibungen im Stadtraum beschrieb er als Orte des kollektiven Gedächtnisses und individueller Erinnerungen. Das Festschreiben des „Palimpsest-Effektes“ in der Berlinliteratur sah Midgley bei so unterschiedlichen Autoren wie Alfred Döblin, Heinz Knobloch oder Michael Kleeberg. Nie zuvor aber habe sich die Vergangenheit so gut verkauft wie in den 1990er Jahren.

Frühe Formen des großstädtischen Massenkonsums stellte Peter Fritzsche (Chicago) in den Mittelpunkt seiner Überlegungen: Die Stadt als „Warenhaus der Möglichkeiten“ habe schon vor dem Ersten Weltkrieg neue Formen des Freizeitverhaltens und Warenkonsums geschaffen. Inwiefern diese Formen der Massenkultur vor 1914 als tatsächliche „Demokratisierung“ gewertet werden könnten, erregte eine lebhaft diskutierte Diskussion. Jan Rüger (London) untersuchte den Diskurs über die „Moralität des Lachens“ im Ersten Weltkrieg anhand von Polizeiberichten über Berliner Kabarettisten. Der Topos der „Berliner Schnauze“ war weit verbreitet: Das reglementierte Lachen im Krieg nahm eine ambivalente Position zwischen Stabilisierung und Destabilisierung ein.

Am Beispiel von Sternfahrten, Märschen und Denkmalseinweihungen durch Krieger- und Offiziersvereine beschrieb Christian Saehrendt (Berlin) den „Polit-Tourismus“ der Zwischenkriegszeit. Mit sorgfältig choreographierten Umzügen forderten Veteranen aller politischer Ausrichtungen die Kriegserinnerung im öffent-

lichen Raum ein. Der Kunsthistoriker Robert Graf (Berlin) zeigte anhand von beeindruckendem Bildmaterial, wie sich die Nutzung der Stadt als Bühne durch die Nationalsozialisten von Straßenbesetzungen über Massenveranstaltungen zu einer „Heroisierung des Stadtraums“ durch „Feier-Architektur“ wandelte. Der Berliner Bevölkerung sei bei Propagandaveranstaltungen anfangs noch Raum für informelles Verhalten gegeben worden.

Im einzigen Beitrag zum geteilten Berlin schilderte Alexander Sedlmaier (Oxford) die Stadt als „doppeltes Schaufenster“ im Kalten Krieg. In Konkurrenz zum West-Berliner „Schaufenster der Welt“ befand sich Ost-Berlin als „Schaufenster des Sozialismus“ durch die schlechte Versorgungsrealität in einer „konsumistischen Bewusstseinspaltung“. Während die umfassende Systemkonkurrenz beide Märkte bis hin zur Gestaltung von Schaufenstern beeinflusste, wurde kaum an Vorkriegs-images angeknüpft. Lena Schulz zur Wiesch (Berlin) plädierte für eine pluralistische Erinnerungslandschaft im Nach-Wende-Berlin, indem sie aus soziologisch-politikwissenschaftlicher Perspektive den postrevolutionären Umgang mit dem Palast der Republik und dem Berliner Lenindenkmal untersuchte. Es sei ein Spezifikum der jüngsten deutschen Geschichte, dass kein Bildersturm auf die DDR-Symbole stattfand.

In der letzten Sektion entfiel der Beitrag einer Mitarbeiterin der 1994 gegründeten „Partner für Berlin, Gesellschaft für Hauptstadt-Marketing mbH“. So musste der Architekt Thomas Albrecht (Hilmer & Sattler und Albrecht, Berlin) den Diskussionspart des „Praktikers“ allein auf sich nehmen. Kenntnisreich und farbig berichtete er von den Irrungen und Wirrungen der Planungsabläufe am Potsdamer Platz. Seine Einschätzung, die Forderung nach einer „räumlich komplexen europäischen Stadtstruktur“ sei dort im Großen und Ganzen erreicht worden, stieß aber erwartungsgemäß auf Widerspruch.

Abschließend erinnerte Sibylle Frank (Darmstadt) an den Vorschlag, analytisch nach Akteuren, Objekten und Medien der Image-Produktion zu unterscheiden, und plädierte für die Untersuchung der Rezeption und Gegenbilder von Stadt-Images. Thomas Biskup relativierte rückblickend den Untertitel der Tagung: Eigen- und Fremdwahrnehmungen ließen sich nicht kategorisch trennen, Außendarstellung sei immer mit der Binnenwahrnehmung verwoben. Viele Beiträge thematisierten Aspekte der Konsumgeschichte und die „Stadt als Bühne“, besonders vielversprechend war die Arbeit mit Bildmaterial. Insgesamt wurde deutlich, dass Berlins Image nicht nur „The War –the Wall“ ist. Abgesehen von der Geschichte des Berlin-Tourismus im engeren Sinne wurden für die Zukunft besonders vergleichende Arbeiten gefordert. Die lebendigen Diskussionen besonders mit jüngeren Wissenschaftlern konnten der Ausverkaufstimmung in der Berliner Scientific Community

jedenfalls erfolgreich entgegenarbeiten. Ein Publikation der Beiträge ist in Vorbereitung.

Stefanie Warnke, M.A., Graduiertenkolleg "Stadtformen", ETH Zürich/IFK Wien, E-mail: warnke@gta.arch.ethz.ch.

‚Beggars in Modern Cities: Inclusion and Exclusion of Begging Paupers during the Formation Period of Urban Welfare Politics 1830s-1930s’ (Tagungsbericht)

Die *Specialist Session* im Rahmen der siebten ‚International Conference on Urban History’, an der Panteion Universität Athen, 27. bis 30. Oktober 2004, konzentrierte sich auf einzelne Aspekte städtischer Sozialfürsorge im Umgang mit Bettlern und nichtsesshaften, mittellosen Personen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Obwohl bereits in der Frühen Neuzeit das Betteln durch staatliche Ordnungen und Gesetze in den meisten europäischen Ländern verboten und im 19. Jahrhundert den Kommunen aufgetragen wurde, die Existenzsicherung von Armen an deren Bereitschaft zur Annahme zugewiesener Arbeit und Sesshaftigkeit zu binden, verschwand das Phänomen des Bettelns und Herumziehens nichtsesshafter Menschen keineswegs. Dabei waren gerade die großen Städte ein Anziehungspunkt dieser Klientel. Bei der Auswahl der Vorträge war zum einen die Frage nach der konfessionellen Prägung von Diskurs und Praxis städtischer Bettlerpolitik und zum anderen die nach dem Geschlecht der bettelnden Armen entscheidend gewesen.

Der Vortrag von Vassiliki Theodorou (Universität von Thrakien) „Politiques et pratiques envers les mendiants à Athènes et au Pirée pendant le 19^{ième} siècle : gestions nouvelles, ruptures et durées de la bienfaisance“¹ konzentrierte sich auf die öffentliche und freie Wohlfahrtspflege in Athen und Piräus, da diese Städte nach dem Unabhängigkeitskrieg des griechischen Staates und im Gefolge der Urbanisierung mit einer Vielzahl von Flüchtlingen, Kriegsversehrten und arbeitslosen wandernden Menschen konfrontiert waren. Es wurden daraufhin repressive Maßnahmen gegen Bettelei ergriffen und Gesetze erlassen, die Bettler nach ihrer Unterstützungswürdigkeit kategorisierten. Da die Gesetze – mangels einer funktionierenden Armenfürsorge – in der Realität nicht angemessen umgesetzt werden

¹ In der englischen Übersetzung der Referentin: ‚Politics and practices against begging in Athens and Piraeus in the 19th century: the case of the Eleimon Etairia’.

konnten, gründeten wohlhabende Bürger 1864 die Wohltätigkeitsorganisation ‚Eleimon Etairia‘, um sowohl die Zahl bettelnder Menschen zu verringern, als auch das als kontraproduktiv eingeschätzte christliche Almosengeben einzudämmen. Hierfür baute die Organisation ein Unterstützungssystem auf, das einerseits über ein Armenhaus für bettelnde Invalide verfügte und andererseits Hilfsmaßnahmen zur Unterstützung bedürftiger Familien bereitstellte.

Parallelen zu dem Umgang mit Bettlern in Griechenland fanden sich auch in Deutschland respektive der boomenden Metropole Berlin, wie Bettina Hitzer (Universität Bielefeld) in ihrem Vortrag „No God, no Heimat, no Home – Urban Welfare Policies in Berlin and the Work of the Innere Mission (1848-1914)“ verdeutlichte. Zwar gab es hier seit langem eine organisierte öffentliche Armenpflege und seit 1873 auch ein städtisches Asyl, das sich sowohl armen Familien als auch obdachlosen Einzelpersonen annahm, da das Asyl aber bald an die Grenzen seiner Kapazität gestoßen war, befürworteten die Stadtverordneten schließlich Pastor Bodelschwings Vorhaben, durch die Innere Mission die Arbeiterkolonie ‚Hoffnungstal‘ bei Bernau nahe Berlin aufzubauen. Auch Bodelschwings war der Meinung, dass das Almosengeben an Bettler zu unterbinden sei, da es nur deren Willen zur Arbeit unterminierte. Deshalb machte er die Aufnahme in das Asyl von der Bereitschaft der Wanderarmen abhängig, in der Kolonie zu arbeiten und sich den Heimregeln zu unterwerfen. Frauen waren von dem System der Arbeiterkolonien weitgehend ausgeschlossen, weil die Innere Mission vagabundierende Frauen häufig als Prostituierte und somit als ‚Gefährdete‘ einstufte.

In dem folgenden Vortrag von Astrid Kirchhof (Technische Universität Berlin) „‚Women at risk‘ and ‚migrating men‘. Welfare at the Train Station in Berlin around 1900“ wurde der geschlechtsspezifische Aspekt am Beispiel zweier städtischer Migrantendienste, der Bahnmissions und dem Bahnhofsdienst, vertieft. Zur Betreuung wandernder und daher häufig obdach- und arbeitslos gewordener Frauen und Männer baute die Innere Mission zwei Fürsorgezweige auf. Frauen, die in die Stadt wanderten und die angeblichen Gefahren, vor allem einem Prostitutionsrisiko ausgesetzt waren, subsumierte man unter der ‚Gefährdetenfürsorge‘. Bei wandernden Männern hingegen, die zwar auch gewisser Verführungen und Gefahren in der Stadt erliegen konnten, wurde dennoch das Wandern und damit der ökonomische Aspekt dieser Situation in den Vordergrund gestellt und sie daher der sogenannten ‚Wandererfürsorge‘ zugeordnet. Diese Einteilung hing eng mit dem moralischen Ehrenkodex des Kaiserreichs zusammen, der bei Frauen deren sexuelle Integrität und bei Männern deren beruflichen Erfolg betonte. Als man Ende des 19. Jahrhunderts damit begann, in Berlin die Bahnmissions und den Bahnhofsdienst für Männer und Frauen getrennt aufzubauen, folgte man gemäß den beiden

Fürsorgezweigen in erster Linie einem Konzept, das die geschlechtsspezifischen statt die Wanderungsaspekte in den Vordergrund stellte.

Sigrid Wadauer (Universität Salzburg) wandte sich in ihrem Vortrag „Begging and Peddling in Vienna and its Surrounding Areas (1918-1938)“ schließlich der Frage nach den fließenden Übergängen zwischen Arbeit und Bettelei zu und konzentrierte sich hierbei auf die mehr oder weniger legitimen Wege ärmerer Bevölkerungsschichten, durch Hausieren ein Auskommen zu finden. Hausieren war noch am Ende des 18. Jahrhunderts in Österreich grundsätzlich erlaubt. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts allerdings gab es vermehrte Vorstöße, das Hausieren einzuschränken, bis es 1910 in Wien vollständig verboten wurde. Das Hausieren konnte jedoch niemals ganz beseitigt werden, weshalb ein neues Gesetz 1922 erlassen wurde, welches die legale Möglichkeit schuf, bei den städtischen Behörden einen Antrag zur Ausübung einer Tätigkeit als Hausierer zu stellen. Dies galt für Personen, denen die Aufnahme einer anderen Arbeit nicht möglich war und die deshalb in außergewöhnlicher ökonomischer Bedrängnis lebten. Viele Anträge wurden allerdings abgelehnt, weil entweder die oben genannten Bedingungen nicht erfüllt waren, oder weil die Antragsteller bereits als Bettler oder ‚arbeitsscheu‘ bekannt waren, womit der Ausschluss vom Hausieren und damit einer gesetzmäßigen Gelegenheit zu arbeiten wiederum bekräftigt wurde.

In der anschließenden Diskussion standen kirchliche Einflüsse wie auch gesellschaftliche Diskurse, die auf die Armenpolitik einwirkten, im Mittelpunkt des Interesses. So wurden zum einen Fragen nach den politischen Gründen zum Erlass neuer Gesetze aufgeworfen, wie beispielsweise im Umgang mit städtischen Hausierern. Zum anderen standen Einflüsse der unterschiedlichen Konfessionen zur Debatte, und es wurde deutlich, dass religiöse Einwirkungen zurückgedrängt wurden, wie am Beispiel der Wohltätigkeitsbestrebungen griechischer Bürger aufgezeigt wurde. Andererseits hatten religiöse Werte und die daran geknüpften Moralvorstellungen dennoch im gesamten 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert Bestand und knüpften Fürsorgeleistungen an bestimmte Auflagen, wie an der Arbeits- und Obdachlosenkolonie ‚Hoffnungstal‘ dargelegt wurde. Da diese moralischen Überzeugungen darüber hinaus in einer rigiden Geschlechterteilung innerhalb der Armenfürsorge resultierten, wurde gefragt, in wie weit sozioökonomische Veränderungen zur Separierung der Geschlechter beitrugen.

**Astrid Kirchhof, M.A., Arbeitsstelle für Europäische Stadtgeschichte,
Technische Universität Berlin, E-mail: amk@forschungsforum.net**

„Landscape, Environment and Human Agency in the City since 1700“ Jahrestagung der britischen Stadthistoriker, Leicester 7./8. April 2005

Für ihre traditionelle Jahreskonferenz hatte sich die britische *Urban History Group* in 2005 das Thema ‚Umwelt‘ in einem weit verstandenen Sinn vorgenommen. Anfang April debattierten rund 60 Stadthistoriker vorwiegend aus Großbritannien, über „Landscape, Environment and Human Agency in the City since 1700“. Das Rahmenthema war einem neuen Förderprogramm der AHRC, der für die Geisteswissenschaften zuständigen Forschungsförderungsagentur entlehnt. ‚Environment‘ wurde dabei, wie in der britischen Stadtforschung üblich, sowohl als gebaute, als auch als natürliche Umwelt verstanden.¹

In den ersten beiden Vorträgen stand denn auch die gebaute Umwelt im Zentrum. Colum Giles, wissenschaftlicher Referent der Denkmalsstiftung „English Heritage“, die eine Vielzahl herausragender Baudenkmale in Großbritannien besitzt und verwaltet, warb für Zusammenarbeit der Stadthistoriker mit „English Heritage“, für das Einbringen wissenschaftlicher, baugeschichtlicher und stadtgeschichtlicher Forschung in die Arbeit der Organisation. Bob Morris (Edinburgh) präsentierte eine faszinierende Geschichte um die historisierende Rekonstruktion des Schlosses in Edinburgh, indem er die Hauptakteure dieser für das schottische Nationalbewusstsein wie auch Edingburghs Stadtidentität so zentralen Wiedererfindungsaktion vorstellte. In zwei Parallelsektionen ging es dann um Energie- und Umweltverschmutzungsprobleme einerseits, um Medien in der städtischen Landschaft andererseits. Am Beispiel der Londoner Bankside Power Station erläuterte Stephen Murray Umwelt- und Standortdebatten metropolitaner Energieerzeugung. Stephen Mosley (Birmingham) stellte zwei konkurrierende Narrative vor, die sich im viktorianischen und edwardianischen Großbritannien um die Rauchplage entwickelten: Die eine Erzählung, die in Rauch das Symbol für Wohlstand und Beschäftigung sieht, die andere, insbesondere Gesundheitsreformer, die Rauch als Verschwendung

¹ Vgl. etwa Anthony Sutcliffe: *Towards the Planned City: Germany, Britain, United States and France, 1780-1914*, Oxford 1981.

von Ressourcen und Bedrohung der menschlichen Gesundheit kritisierten. Nicolas Kenny (Montreal/ Brüssel) entwickelte das Thema der Umweltwahrnehmung weiter am Beispiel des Hygiene-Diskurses in Brüssel um 1900 und dessen Bedeutung für stadtkulturelle Identifikationsprozesse. In der zweiten Parallelsektion thematisierte John Hinks (Birmingham) die Rolle von Druckereien für britische Städte im frühen 19. Jahrhundert, Cristina Purcar (Leuven) erläuterte die Wirkung der Eisenbahn in einer Bergbauregion Transsylvaniens im 19. und frühen 20. Jahrhundert und Harald Binder (Wien) stellte Lemberg als multinationalen und vielfach kulturell umkämpften Stadtraum im 19. Jahrhundert vor.

Mit einer bildgesättigten Gegenüberstellung der britischen Städte Monmouth und Bath 1750-1900 unter den Aspekten „Myth, Memory and Place“ steuerte der bekannte Bath-Spezialist Peter Borsay die traditionelle After-Dinner-Lecture am Schluss des ersten Tages bei.

Am zweiten Tag waren dann mehr auf natürliche Umwelt bezogene Themen Gegenstand der zwei Parallelsektionen: In der Sektion „Water and the Urban Environment“ stellte Michele Dagenais (Montreal) zunächst die Veränderungen in Wahrnehmung und Nutzungsweisen von Wasser im Großraum Montreal um 1900 vor. Sue Cottam (Leeds) zeigte in einer akribischen Lokalstudie den sozial- und wirtschaftshistorischen Wandel der Waterfront in Leeds, entlang des wirtschaftlich hochwichtigen Kanals, von der Mitte des 18. bis Ende des 20. Jahrhunderts. Dieter Schott (Darmstadt) erläuterte Vorstudien für ein Forschungsprojekt zu deutschen und britischen Städten und deren Verhältnis zu ihren Flüssen mit Abrissen der städtischen Flussgeschichte von Newcastle upon Tyne und Mannheim am Rhein.

In der zweiten Parallelsektion „Green Spaces“ problematisierte der Vortrag von Senaka Weeraman (London) die Rezeption des Crystal Palace Park und die Formen und Muster der Erinnerung an diese einst so bahnbrechende Architektur der Weltausstellung von 1851. Die Spezialform des ‚Arboretum‘, des Baumparks als Element des britischen Landschaftsparks wurde in ihrem Stellenwert für die britische Landschaftsgestaltung während der viktorianischen Periode und in der Kommunikation mit anderen Landschaftsarchitekturen und botanischen Schausammlungen von Paul Elliot u.a. (Nottingham) untersucht. In den beiden abschließenden Plenumsvorträgen untersuchte Shane Ewen (Edinburgh) die Auseinandersetzung mit Feuer und Feuerrisiko in der städtischen Umwelt des viktorianischen Großbritanniens, wo die Professionalisierung und verbesserte technische Ausstattung von Feuerwehren dieses noch in der Frühneuzeit so katastrophale Risiko zu Friedenszeiten zunehmend beherrschbar machte. Vivian Bickford-Smith (Kapstadt) entwarf mentale Landschaften von Kapstadt aufgrund von Interviews mit Bewohnern der Stadt, die im Zuge der Apartheid aus einzelne Stadtbezirken

vertrieben worden waren.

So anregend viele der Beiträge und auch der folgenden Diskussionen waren, so fehlte der Tagung doch etwas der Bezug auf eine stringent fokussierte gemeinsame Fragestellung. Aber dies ist zum einen wohl dem Doppelcharakter des britischen Verständnisses von ‚urban environment‘, zum andern der im Vergleich zu den USA und Deutschland noch deutlich weniger entwickelten umwelthistorischen Forschung im Hinblick auf städtische Themen geschuldet. Es bleibt zu hoffen, dass das neue Förderungsprogramm hier stimulierend wirken wird.

Dieter Schott, Professor für Neuere Geschichte, Institut für Geschichte, TU Darmstadt, E-mail: schott@pg.tu-darmstadt.de

M I T T E I L U N G E N

Termine

2005

6. – 9. Sept. *Minderstädte – Kümmerformen – gefreite Dörfer*
Internationales Symposium des Österreichischen
Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Bozen
Informationen :
www.stadtgeschichtsforschung.at/tagungen.html
15. – 16. Sept. *Wachsende und schrumpfende Städte – Vergangenheit –
Geschichte – Zukunft*
Tagung des Arbeitskreises Planungsgeschichte der
Gesellschaft für Stadtgeschichte und
Urbanisierungsforschung, Hamburg
Informationen:
www.gsu.unisaarland.de/pdf/aktuell/schrumpfende_staedte.pdf
21. – 23. Sept. *Local elites and the modernisation of local government,
1850-1940*
Konferenz an der Universität Groningen (Niederlande)
Informationen:
www.rug.nl/grssh/research/researchGroups/PMN/DPK/Conferencenews
21. - 24. Sept. *Kulturlandschafts- und Siedlungsforschung:
Historische Kulturlandschaftsforschung im Spannungsfeld
von älteren Ansätzen und aktuellen Fragestellungen und
Methoden*
32. Tagung des Arbeitskreises für historische
Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e.V., Münster
Informationen :
www.kulturlandschaft.org/Veranstaltungen.htm

29. - 30. Sept. *'Mobility, Poverty, Insecurity and Hospitality': The Past and Future of Transitory Housing in Europe*
Konferenz an der Universität Paris X-Nanterre
Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html
7. – 8. Okt. *Tagung für Nachwuchswissenschaftler 'Stadt und Wissen – Stadt und soziale Segregation – Stadt und Natur'*
Gesellschaft für Stadtgeschichte und
Urbanisierungsforschung, Universität Konstanz
Informationen:
www.gsu.uni-saarland.de/aktuell_0010.htm
12. - 14. Okt. *Technisierung/Ästhetisierung - Technological and Aesthetic (Trans)Formations of Society*
Internationale Tagung des Graduiertenkollegs
„Technisierung und Gesellschaft“, TU Darmstadt
Informationen: www.ifs.tu-darmstadt.de/fileadmin/gradkoll/Konferenzen/abschluss/main.html
4. Nov. *Rythmns & Rituals in Urban Europe from 1700*
Postgraduate Workshop am Centre for Urban History,
Leicester (GB)
Informationen:
www.le.ac.uk/urbanhist/news/pgworkshop2005.html
11. – 13. Nov. *Kaftan, Kreuz und Kopftuch*
Tagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für
Stadtgeschichtsforschung, Ravensburg
Informationen:
www.stadtgeschichtsforschung.de/tagung.htm
1. – 3. Dez. *"The Place of Nature in the City in Twentieth-Century Europe and North America"*
Conference sponsored by the German Historical Institute,
Washington, D.C.
Informationen:
<http://www.ghi-dc.org/>

2006

19. - 20. Jan. *9. Werkstattgespräch zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR*
Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS), Erkner bei Berlin
Informationen: www.irs-net.de
22. - 25. März *European Social Science History Conference*
ESSHC, Amsterdam
Informationen: www.iisg.nl/esshc/
30. Aug. – 2. Sept. *Urban Europe in Comparative Perspective*
Eighth International Conference on Urban History,
Stockholm (Institute of Urban History)
Informationen : www.historia.su.se/urbanhistory/eah/

Neuer Master-Studiengang an der TU Darmstadt

Das Institut für Geschichte an der Technischen Universität Darmstadt schlägt neue Wege ein. Nachdem man letztes Jahr einen Bachelor-Studiengang mit dem Titel "Geschichte der Moderne" lancierte, folgt jetzt ein neuer Master-Studiengang mit direkter Relevanz für die moderne Stadgeschichte: *"Geschichte - Umwelt - Stadt"*. Beide Studiengänge sind die ersten ihrer Art in der deutschen Hochschullandschaft.

Der M.A.-Studiengang geht von der Annahme aus, dass die zentralen Herausforderungen für die nachhaltige Entwicklung der europäischen Gesellschaft darin liegen, die städtische Lebensweise als zentrale Existenzform unserer Gesellschaft in ihren Umweltwirkungen zu reformieren. Zum besseren Verständnis der aktuellen und bevorstehenden Umweltprobleme sollen diese in ihrer historischen Genese untersucht und dadurch die Herausbildung von Einstellungsweisen und Problemlösungsmustern in Hinblick auf Umweltfragen beleuchtet werden.

- Der Studiengang behandelt
 - die historisch gewachsenen Probleme und die Zukunft der modernen Stadt
 - die ökologischen Voraussetzungen und Folgekosten des urbanen Lebens
- Er vermittelt ein auf der aktuellen Forschung basierendes Verständnis für und der mit ihm verbundenen technischen und architektonischen Strukturen.
- Er schärft die Sensibilität der Studierenden für die Probleme unserer Umwelt und Städte.

In den stadt- und umweltbezogenen Forschungsgebieten der Ingenieur-, aber auch der Geistes- und Sozialwissenschaften ist an der TU Darmstadt ein hohes Maß an Forschungskapazität versammelt. Der interdisziplinär angelegte M.A.-Studiengang nützt dieses besondere Potenzial der Universität optimal aus. Zum Lehrangebot tragen nicht nur Historiker bei, sondern auch Vertreter der Soziologie, Architektur, Bauingenieurwesen, Sportwissenschaften sowie Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Integrierter Bestandteil des Studiengangs sind interdisziplinäre Veranstaltungen, die von Lehrenden aus mehreren Fächern gemeinsam durchgeführt werden. Diese Interdisziplinarität soll im Rahmen des Studiengangs systematisch entwickelt werden und kann wesentlich zur Lösung unserer, herkömmliche Fachgrenzen oft sprengenden Gegenwartsprobleme beitragen.

Zulassungsvoraussetzung ist ein Bachelor-Grad oder ein abgeschlossenes Hochschulstudium (Magister, Diplom, 1. Staatsexamen) oder relevantes Fachhochschulstudium in einem der Fächer Geschichte, Soziologie, Kulturwissenschaft, Architektur, Bauingenieurwesen, Geografie oder in einem anderen für das Thema "Geschichte – Umwelt – Stadt" direkt relevanten Fach. Unterrichtssprachen des Studiengangs sind Deutsch und Englisch. Ein Auslandssemester kann in den Studiengang integriert werden.

Weitere Informationen: TU Darmstadt, Institut für Geschichte, Schloss, Marktplatz 15, 64283 Darmstadt, Tel. +49-(0)6151-16 49 09, Fax. -16 39 92, E-Mail: sallinger@pg.tu-darmstadt.de

<http://cms.ifs.tu-darmstadt.de/ma/>

Bibliographie der Informationen zur modernen Stadtgeschichte

Die bibliographische Übersicht kann aus redaktionellen Gründen in der vorliegenden Ausgabe leider nicht erscheinen.

